Erzählungen

von

Fanny Tarnow.

Leipzig 1820,
bei Wilhelm Engelmann.

19 A 494

Lesse-
Bibliothek
Weimar

45

Inhalt.

I.

Schuld und Buße. . . . . Seite 1

II.

Cäcilie. Eine Ehestandsgeschichte. . . . — 117

IIa.

Noch eine Ehestandsgeschichte. Frei nach dem Englischen. . . . . — 187

IV.

Marie. . . . . — 293

I.

Schuld und Buße.

Eveline von Waldau war in ihrem sechszehnten Jahre eben so schön und blühend, als eitel im Bewußtseyn ihrer Reitze. Eine stürmische Jugend hatte ihren Vater nach Westindien geführt; hier verheirathete sich dieser mit einer schönen und reichen Creolin, mit der er nach Europa zurückkehrte und bis zu den blutigen Zeiten der Revolution in Frankreich lebte. Eveline ward von ihrer reitzenden, gutmüthigen, übrigens aber gehaltlosen Mutter in blinder Abgötterei verzogen, und wenn sie gleich erst dreizehn Jahr alt war, als diese starb, waren doch schon alle Anlagen in ihr entwickelt, die sie später zu einem, für das Glück jedes tieffühlenden Mannes höchst gefährlichen Wesen machten. Die Revolution

verſchlang nicht nur das Vermögen ihres Vaters, ſondern riß ihn auch ſelbſt in ihren Strudel. Geächtet floh er aus Frankreich und fand im deutſchen Vaterlande ſeine einzige noch lebende Schweſter als reiche und kinderloſe Wittwe wieder. Dieſe nahm den ſeit ſo vielen Jahren von ihr nicht geſehenen Bruder mit der innigſten Herzlichkeit auf; ihr Haus ward das ſeinige und er mußte verſprechen ſich nicht wieder von ihr zu trennen. Eine noch edlere Kräftigung gegen den Wechſel ſeines Schickſals fand er aber in der Freundſchaft des Barons Julius von Kalſach und in der ſtillen Einfachheit dieſer Verhältniſſe vernarbten die anfänglich ſo ſchmerzlich blutenden Wunden. Waldau ward erſt ruhig, dann heiter; doch glücklich ward er nur wieder in dem Augenblick, wo er ſeine, in Frankreich in einer Koſtſchule zurückgelaſſene Tochter in ſeine Arme ſchloß, und ſie in das Haus ihrer Tante einführte, deren Herz die blühende Nichte nur zu ſchnell durch ihre Jugend und Schönheit gewann. Sie iſt ſehr liebens-

würdig, flüſterte ſie am Abend von Evelinens Ankunft einem jungen neben ihr ſitzenden Manne zu. Schön wie ein Engel, gnädige Frau, antwortete Sir George Scott in einem Ton, der es verbürgte wie tief er die Wahrheit ſeiner Aeußerung empfand. — Zum Anbeten! fiel hier Graf Kinsky ein — ich habe auf Ehre nie etwas Bezauberndéres geſehen! Wie wird ſie alle unſre Modeſchönheiten verdunkeln! Nicht wahr, Baron? fragte er hier einen ernſten, nicht mehr ganz jungen Mann, als dieſer ſich in dieſem Augenblick Evelinen, die mit ihrem Vater am Fenſter ſtand, näherte und ihr den Arm bot, ſie ins Eßzimmer zu führen. Ich würde durch ein laut ausgeſprochenes Lob den ſchönſten Reiz der Jugend, ſittſame Beſcheidenheit, zu verletzen fürchten, antwortete ihm Raiſach mit ſanftem Ernſt; allein ich werde meinem Freund Waldau Glück wünſchen, wenn der Karakter des Fräuleins den Forderungen entſpricht, zu denen ihre Züge berechtigen. Eveline fand dieſe Antwort unpaſſend und über

Ihr Geſicht flog ein Schatten, der Ralfachs Forſcherblick nicht entging und der ihn auf die Beobachtungen vorbereitete, zu denen ihr Betragen ſchon in den nächſten Tagen Stoff gab, da ſie in ſchneller Folgereihe alle die Verkehrtheiten einer jungen Modedame entwickelte, die, in Frankreich erzogen, alles, was ſie von vaterländiſchen Sitten und Gebräuchen bemerkte, mitleidig belächelte, und ſich, da ſie ſich als ein Muſter des guten Tons und der Liebenswürdigkeit höher achtete, als alles, was ſie umgab, berechtigt glaubte, jedermann mit liebenswürdiger Impertinenz zu behandeln.

So einſtimmig aber die auf dem Gut der Tante verſammelte Geſellſchaft in ihrem Urtheil über Evelinens Schönheit war; ſo empfand doch keiner den gefährlichen Zauber derſelben ſo tief, als Sir George der mit all der Treuherzigkeit jugendlicher Unerfahrenheit das Schickſal ſeines Herzens durch ſeinen erſten Blick auf ſie unwiederruflich entſchieden glaubte. Sein Vater, ein ſehr geachteter brittiſcher Seeoffizier, hatte ſich

auf einigen ſeiner Reiſen von ihm begleiten laſſen, und dadurch ſeine Jugend vor alle jene Eindrücke und Verbindungen bewahrt, die das Herz abnutzen, anſtatt es zu bereichern. Stolz, wahrhaft, edelgeſtaltet und liebenswürdig, war er werth das ſchönſte und frommſte Mädchenherz durch ſeine Liebe zu beglücken; doch in Evelinens Augen ſpielte er, der ihr gegenüber alle Schüchternheit der erſten zarten Jugendneigung zeigte, mit ſeinem glänzenden Nebenbuhler, dem Grafen Kinsky verglichen, nur eine ſehr untergeordnete Rolle. Graf Kinsky war für jede Weltdame ein höchſt gefährlicher Gegenſtand. Er war ſo ſchön, ſo gewandt und in ſeiner eitlen Selbſtſchätzung ſo unbefangen, des Eindrucks gewiß, den er zu machen ſicher war, daß man ſich keinen Zweifel an ſeiner Unwiderſtehlichkeit erlauben konnte. Er tanzte, ſang, ſpielte Guitarre, ritt und focht vortrefflich, er verlor ſein Geld mit dem beſten Anſtand, verläugnete keineswegs die Bedeutenheit ſeiner Schulden und kannte keine angelegentlichere

Sorge, als die Liſte ſeiner Eroberungen ſo glänzend wie möglich zu machen.

Neben dieſen beiden Bewerbern um Eveli-nens Herz trat bald auch noch mit edler Demuth einer ſich ſelbſt kennenden Mittelmäßigkeit ein vieljähriger Freund der Frau vom Hauſe auf. Herr van Sievert war ein reicher Banquier, ein Wittwer von mittlern Jahren, von dem ſich eben ſo wenig viel ſagen ließ, als er von irgend etwas in der Welt viel ſprach; aber ſein Reichthum und die allgemein anerkannte Gutmüthigkeit ſeines Karakters, ſo wie ſein freundlicher, gefälliger Sinn ſicherten ſeiner künftigen Gattin ein zufriedenes und ſorgenfreies Leben.

Wenn Eveline ſich in den Huldigungen dieſer Männer gefiel, ſo war ihr dagegen ein andrer Gaſt im Hauſe ihrer Tante unausſtehlich und ihre Erbitterung gegen Raiſach ward von Tag zu Tage größer, ob ſie ſich gleich ſelbſt eingeſtehen mußte, daß er der bedeutendſte unter allen ihr bekannten Männern ſey. Aus einer alt adelichen Familie entſproſſen, hatte Raiſach

ſich mit deutſcher Treue und Gemüthlichkeit den Wiſſenſchaften gewidmet und dieſe hatten ſeinem Karakter eine Würde gegeben, die von ſeiner Liebe zu den ſchönen Künſten beſeelt wurde und ihm, dem gefeierten Dichter und Maler, von ſeinen Zeit- und Kunſtgenoſſen auch die ehrende Anerkennung ſeines hohen ſittlichen Werthes erwarb. Sein Leben war in vielfacher Hinſicht reich und hochbegabt; doch ruhig war Raiſach nur, ſeitdem er der Hoffnung glücklich zu werden, entſagt hatte. Bittre Erfahrungen hatten dem weiblichen Geſchlecht ſeine Achtung geraubt und doch bedurfte er als Künſtler der Begeiſterung der Liebe und als Menſch des Glaubens an Frauenwürde, an Treue und Herzensreinheit. Dieſer peinliche, ſchon ſeit Jahren heimlich unterhaltene Kampf gab ſeinem Weſen jenen Ernſt und jene Strenge, die ihn zu keinem angenehmen Geſellſchafter für Evelinen machten. Sie wollte ihn mit ſich beſchäftigt ſehen, ihn reizen, ihm gefallen, ihn quälen, ihn ſich unterwerfen, und das gelang ihr nicht. Ihr Unmuth über

ihn zeigte sich oft als Unart, und der stoische Gleichmuth mit dem Raisach diesen nicht nur ertrug, sondern zuweilen wohl gar als Kinderei belächelte, erregten in ihr immer heftigere Ausbrüche desselben. Ihr Vater war einst, von ihr unbemerkt, Zeuge eines solchen Auftritts, der ihn tief betrübte, da er in ihm die Wirkung ungezügelter böser Laune sah, und mit Schrecken daran dachte, wohin diese in ernstern Verhältnissen und reiferem Alter ein Wesen führen könne, das sich schon jetzt im sechszehnten Jahre gegen einen achtungswürdigen Mann ein solches unanständiges Betragen erlaubte. Er beschloß mit ihr ernst darüber zu reden; aber als sie mit all dem Eigensinn eines verzogenen Kindes in Thränen und Schmähungen gegen Raisach ausbrach, und es ihrem Vater zum Vorwurf machte, sie um eines so unausstehlichen Menschen willen zu tadeln, fuhr der Baron heftig und erzürnt auf. Sie erfuhr jetzt, welche Bande der wahrsten Hochachtung und der innigsten Dankbarkeit ihren Vater an Raisach knüpften, da dieser

mit brüderlicher Großmuth und edler Hochherzigkeit in Paris sein Leben gewagt hatte, um den Baron aus dem Kerker zu befreien und ihn, da er arm und geächtet nach Deutschland kam, bei sich aufnahm, bis Waldau seine Schwester wiederfand. Eveline war eitel, unbesonnen und gefallsüchtig; doch konnte sie Edelmuth bewundern und Güte erkennen und lieben. Von wahrer Reue tief bewegt, küßte sie ihres Vaters Hand und bat ihn, sie zu Raisach zu führen. Als der Baron Raisachs Zimmer öffnete, fanden sie Sir George bei ihm. Der Anblick dieses jungen Mannes vermehrte Evelinens Verlegenheit; erröthend, mit niedergeschlagnen, nassen Augen näherte sie sich Raisach und erbat von ihm Verzeihung für ihre ihm bewiesene Unart; er unterbrach sie bei den ersten Worten indem er, ohne ihr zu antworten, sich an Waldau wandte und es ihm vorwarf, Evelinen zu diesem Schritte genöthigt zu haben. Nein, Herr Baron, fiel diese rasch ein, es hat bei mir keines Befehls, keiner Ueberredung meines

Vaters bedurft, um mich zu dieſem Geſtändniß meines Unrechts zu bringen; ich war geſtern Abend unartig, ich habe Sie beleidigt: aber ich bin deshalb doch nicht unfähig, den Werth eines Mannes wie ſie ſind, zu erkennen. Eveline hatte in dieſem Augenblick den Blick und den Reiz eines Engels. Gerührt zog Raiſach ihre Hand an ſein Herz und erbat nun von ihr gleichfalls Verzeihung für ſein Benehmen, das ihm ſelbſt jetzt zu rauh, zu ſtrenge für das zarte, liebliche Weſen erſchien. Der Eindruck dieſes Auftritts auf Sir Georgs Herzen war ſo mächtig, daß er ſeine bisherige Schüchternheit beſiegte und ihm das Geſtändniß ſeiner Liebe zu Evelinen entriß. Heißerröthend ſtand dieſe da und wagte kaum zu athmen; Waldau näherte ſich ihr unwillkürlich; unausſprechlich bewegt warf ſich Sir Georg in ſeine Arme und beſchwur ihn, ſeinem Herzen und ſeiner Liebe Evelinens künftiges Schickſal anzuvertrauen. Sagen Sie ja lieber Waldau, bat Raiſach, Sir Georgs Tugenden werden das Glück Ihrer Toch-

ter ſichern, an das den wärmſten Antheil zu nehmen mir unſre Freundſchaft ein Recht giebt, das Eveline eben auf eine mir ewig unvergeßliche Weiſe anerkannt und beſtätigt hat.' Der Baron liebte und achtete Sir George und da Eveline ihm mit deſſen Wünſchen einverſtanden zu ſeyn, oder doch wenigſtens nichts dagegen zu haben ſchien, daß man ihr Schweigen und ihr Erröthen ſo deutete, legte er ihre Hand in die des glückſeligen Jünglings, und noch denſelben Tag ward die Verlobung beider, der im Schloſſe verſammelten Geſellſchaft bekannt gemacht.

So gelaſſen Herr von Sievert in die Rolle des Freundes zurücktrat, ſo ſehr fand es Graf Rinsky für gut ſich tiefſinnig und zerſtreut zu ſtellen. Er liebte Evelinen nicht — wie hätte er eine ſolche Untreue an ſeinem eignen Ich begehen können? — aber früher ſuchte er ihr zu gefallen, weil ſie ſchön und in Paris erzogen war, und jetzt wo ihre Tante ſie öffentlich zu ihrer Erbin erklärt hatte, war es ihm Ernſt geworden, ſie zu heirathen, da er in einer rei-

chen Heirath das angenehmſte Mittel zu einer Verbeſſerung ſeiner zerrütteten Finanzen ſah. Eveline liebte gleichfalls Sir Georg nicht, ſie hatte eingewilligt ihn zu heirathen, wie man im ſechzehnten Jahre bei einem freien Herzen gar leicht zu der Werbung eines jungen hübſchen Mannes ja ſagt. In ſeinen Gefühlen wie in den Aeußerungen derſelben wahr und einfach, verſtand Sir George nur zu lieben, aber nicht die Eitelkeit eines verbildeten Weſens durch immer veränderte neue Huldigungen ſo zu befriedigen wie Kinsky, der in allen Künſten der männlichen Buhlerei und Gefallſucht Meiſter war. Es gelang dieſem daher leicht ſie zu überreden, daß er ſie liebe, leidenſchaftlich liebe und daß ihre Verbindung mit Sir Georg ihn gränzenlos elend mache. Kinsky gefiel ihr; ihre Phantaſie war durch ihn beſchäftigt, ihre Eitelkeit aufgeregt, und die Schmeichelreden beider hielt ſie für die Stimme ihres Herzens und bedauerte es nun, nicht mehr frei zu ſeyn. Trotz dieſes Bedauerns und trotz der Schonung und

des Mitleidens, das ſie Kinsky ſchuldig zu ſeyn glaubte, verwarf ſie aber doch ſtandhaft den Gedanken, mit Sir Georg brechen zu wollen, da ſie es fühlte, ſo wenig den Unwillen ihres Vaters, als Raiſach's Mißbilligung ertragen zu können. Es bleibe hier unerörtert, durch welche Kunſtgriffe Kinsky ſie aber dahin zu bringen wußte, daß ſie einwilligte, ihn eines Abends nach Tiſche im Garten zu ſprechen, um ſein Lebewohl zu empfangen, da er ihr erklärt hatte, ſie am andern Morgen auf immer verlaſſen zu wollen. Auf ſeine Veranſtaltung ward Sir Georg von dieſer Zuſammenkunft unterrichtet, und in dem Augenblick wo Eveline von Rührung, Schmerz und Wohlwollen überwältigt, Kinskys Hand zum letzten, wehmüthigen Lebewohl an ihr Herz drückte, erblickte ſie ihren Vater, Raiſach und Sir Georg, und ſank ohnmächtig in des Grafen Arme. Mit der Wuth des gereitzten Löwen ſtürzte Sir Georg auf Adolar zu; doch Evelinens Anblick, die Kynsky an ſein Herz gedrückt hielt und vergebens mit den

ſüßeſten Schmeichelnamen der Liebe zu wecken ſtrebte, lähmte ſeinen Zorn. Er konnte nicht zweifeln, daß ſie ſeiner unwürdig und alſo unwiederbringlich für ihn verloren ſei. Schaudernd vor ſo empörender Treuloſigkeit überließ er ihrem Vater die Entſcheidung ihres ferneren Schickſals, und verließ noch in derſelben Stunde Marburg. Eveline ward ohnmächtig nach ihrem Zimmer gebracht, und dort einer Freundin und Geſellſchafterin ihrer Tante, der Frau Oby, übergeben, während Kinsky ſich gegen ihren Vater und Raiſach mit niedrigem Doppelſinn erklärte, von einer unbezwinglichen Leidenſchaft für Evelinen ergriffen, habe er doch mit dieſer ſtill gerungen, feſt entſchloſſen, ſie nie zu entdecken; aber welche menſchliche Kraft ſei nicht der Verſuchung erlegen, ſich von Evelinen geliebt zu wiſſen? — Gäbe es noch ein andres Mittel, fuhr er fort, die Ehre Ihrer Fräulein Tochter zu retten, als die Annahme meiner Hand, ſo würde ich warten, bis eine längere Prüfung Sie über den Leichtſinn meines Vergehens beru-

beruhigte, und Sie mir dann zu hoffen erlaubten. Jetzt aber ist es meine Pflicht, Sie um die Beschleunigung einer Verbindung zu bitten, die Sie durch das Glück Ihrer Tochter mit mir versöhnen soll! Der Baron, obgleich finster, unmuthig und tief betrübt, glaubte doch nicht unentschlossen seyn zu dürfen. Es wurde verabredet, am folgenden Tag die Ehestiftung zu unterzeichnen, und die Tante eilte am Morgen zu Evelinen, sie mit dieser Entscheidung ihres Schicksals bekannt zu machen, da der Baron erklärt hatte, seine Tochter erst bei der Unterzeichnung der Ehestiftung wieder sehen zu wollen. Doch der Schleier der Täuschung war für Evelinen schon zerrissen. Georgs Verachtung, ihres Vaters Schmerz, und dann Raisachs Kälte — Raisach's, der sie seit ihrer Versöhnung mit ihm so zart, so achtungsvoll behandelt hatte, vor dessen Blick erröthen zu müssen, sie schon früher fürchten gelernt hatte! — Der Abgrund, dem ihr Leichtsinn und Kinskys Unwerth sie zugeführt hatten, lag aufgedeckt vor ihr, und als

ſie nun von ihrer Tante erfuhr, um welchen Preis ſie ſeine Gattin werden ſollte, und mit welcher unwürdigen Lüge er ihrem Vater in Naiſachs Gegenwart die Nothwendigkeit ſeiner Einwilligung vorgeſpiegelt hatte; und als nun die verehrte und geliebte Tante ſie ernſt ermahnte, ſich als Gattin mehr zu ehren, wie ſie ſich als Mädchen geehrt habe, ergoſſen ſich ihre Thränen im gewaltigen Schmerz ſo bitterlich, daß die Tante, von Mitleid beſiegt, ſie mehr zu tröſten als zu ſtrafen ſuchte. Eveline brachte den Morgen einſam in ihrem Zimmer zu. Der Stachel verletzten Ehrgefühls hatte ſie zu brennend, zu giftig verwundet, als daß ſie zu einer klaren Anſicht ihrer Lage zu gelangen vermocht hätte. Naiſach riß ſie gegen Mittag durch ſeine Erſcheinung aus ihrem dumpfen Trübſinn. Er war blaß, und der Ausdruck ſeines Geſichts in ernſter Würde ſo ſtrenge, daß Eveline, die zu ſeinem Empfang aufgeſtanden war, außer aller Faſſung auf ihren Sitz zurückſank. Fremd und kalt neigte er ſich vor ihr, und bot ihr den

Arm, ſie hinunter zu führen. O Baron! rief ſie flehend, und ſtreckte ihm die Arme entgegen, haben Sie Mitleid mit mir, retten Sie mich! — Unwillkührlich öffneten ſich ſeine Arme, ſie zu umfaſſen: heiß weinend lag ſie an ſeiner Bruſt, und die ängſtlichen Schläge ihres Herzens ſchienen das ſeinige zu ihrer Rettung auffordern zu wollen. Reden Sie, ſagte er ihr bewegt; ſagen Sie mir, was Sie wünſchen; mein Leben gehört Ihnen. — Retten Sie mich, bat ſie noch einmal; helfen Sie mir meinen Vater verſöhnen. Er ſtrafe mich; ich werde mich allem unterwerfen, was er über mich verhängt, wenn ich nur nicht gezwungen werde, Kinsky zu heirathen. — Und können Sie wirklich wünſchen, auch dieſe Verbindung rückgängig zu machen? fragte Raiſach befremdet. — Ich wünſche nichts, ich hoffe nichts, wenn Sie mir Ihren Beiſtand verſagen. Ich habe gefehlt; aber die Liebe hat mich nicht irre geführt; ich war Sir Georgen gut, ohne ihn zu lieben, und nie, nie habe ich dieſen grauſamen Kinsky geliebt, der — Ein

Thränenſtrom unterbrach hier ihre Worte, die Raiſach ſeinen ſcheinbar begründeten Verdacht zurückriefen. Die Rückſicht auf Ihre Ehre, mein Fräulein, muß hier bei dem Verhältniß in dem Sie zu dem Grafen ſtehen, jede andere beſiegen, ſagte er ihr kalt und ſtrenge. — Das iſt zu hart, antwortete Eveline, ſich ſtolz erhebend; Sie ſollen überzeugt werden, daß, wenn gleich Leichtſinn und Unerfahrenheit mich zu unbeſonnenen Schritten verleiten konnten, mir doch keine ſtrafbare Entwürdigung gebietet, die Gattin eines Mannes zu werden, den ich verachte. Mit einem wunderbar gemiſchten Blick eilte ſie raſch an Raiſach vorüber in das Zimmer, wo Kinsky und ihre Familie verſammelt waren. Der Graf eilte ihr entgegen; ſie wies ſeine Hand mit ſtolzer Verwerfung zurück, und bat ihren Vater, ſie zu hören, ehe er über ihr Schickſal entſcheide. Einfach und der Wahrheit gemäß ſtellte ſie nun den Gang ihrer Empfindungen in Bezug auf Sir Georg und den Grafen dar, und überreichte ihrem Vater die, von dem

letztern erhaltenen Briefe, die alle von ſeiner hofnungsloſen unerwiderten Liebe ſprachen; in dem letzten beſchwur er ſie bei ſeinem Leben, ſeinem Frieden, ſeiner Seligkeit, ihm nicht den Troſt eines letzten, von keinem Zeugen bewachten Lebewohls zu verſagen. Die Gewährung dieſer Bitte war ihr Unrecht, aber auch ihr einziges. Beſchämt verſuchte es Kinsky vergebens, den Zorn ihres beleidigten Ehrgefühls zu verſöhnen. Der Baron theilte die Empörung Evelinens über ſein Betragen, und erklärte ihm, ſeine Tochter ſolle nie die Gattin eines Mannes werden, der ſich ihren Beſitz durch eine ſo niederträchtige Lüge zu ſichern verſucht habe; und mit dem giftigen Aerger einer, in ihren eigennützigen Berechnungen getäuſchten Schlauheit im Herzen, mußte Kinsky Morburg verlaſſen.

Eveline fand ihre Heiterkeit und ihren ſorgenloſen Leichtſinn bald wieder, ſo wie auch ihr Vater und ihre Tante, in milder Liebe nur zu geneigt, ſie zu entſchuldigen, ſie mit der ehemahligen Zärtlichkeit behandelten; nur Raiſach hielt

ſich von ihr entfernter als ſonſt, wenn ihm gleich in unbewachten Augenblicken zuweilen ein Zeichen wärmerer Theilnahme entſchlüpfte. Als Tochter ſeines geliebteſten und vertrauteſten Freundes konnte Eveline ihm nicht gleichgültig ſein. Der Augenblick, in dem ſie einſt mit dem Zauber jugendlicher Furchtſamkeit und ſanft erröthender Kindlichkeit ihm mit rührender Offenheit ihr Unrecht bekannte, hatte ſich ſeinem Herzen und ſeiner Fantaſie tief eingeprägt; er fürchtete ſie ſeitdem, und jener ſpäter erlebte Auftritt, wo Schmerz, Zärtlichkeit und Vertrauen ſie in ſeine Arme führten, wo ſie ihre Thränen an ſeinem Herzen weinte, hatte ihn auf lange Zeit uneins mit ſich ſelbſt gemacht.

Der heitre Lauf des angenehm geſelligen Lebens dieſes Kreiſes ward durch den plötzlichen Tod der Baronin unterbrochen; zu dem Schmerz dieſes Verluſtes geſellten ſich bald noch andre Sorgen: die Erben ihres verſtorbenen Mannes griffen das Teſtament, in dem ſie Evelinen zur Erbin eingeſetzt hatte, als ungültig an. Der

Baron hatte von ſeinem Vermögen durchaus nichts gerettet, und da die Einkünfte von Morburg bis zur Entſcheidung des Prozeſſes in Beſchlag genommen wurden: ſo würde er ſich ohne Raiſach jetzt in drückender Verlegenheit befunden haben. Allein mit der edlen Treue zuverläſſiger Freundſchaft ſtand ihm dieſer zur Seite und ſorgte mit der zarteſten Achtſamkeit, ſo wie mit kluger Kenntniß des Geſchäftsganges für alles. Gewiß glaubte Raiſach auch nur um ſeines Freundes willen für dieſen thätig zu ſeyn, und war ſich keines andern Antriebes bewußt; Eveline hatte ihn auch nie ſeltner geſehen, als in dieſen Tagen, die ſie zu ſo innigem Dank gegen ihn verpflichteten. Der ſchnelle Wechſel ihrer ſonſt ſo heitern Lebensweiſe, der Schmerz über den Verluſt ihrer trefflichen Tante, und die Einſamkeit in der ſie der läſtigen Rückerinnerung an Sir Georg und Graf Kinsky nicht zu entfliehen vermochte, gaben ihrer Stimmung eine Wehmuth, deren ſtiller Ernſt in Raiſachs Augen zu einem neuen Reiz wurde. Er ſuchte

ſich ihr gegenüber einzig auf die Artigkeit zu beſchränken, die ihm der gute Ton zur Pflicht gegen jede Dame machte; und wenn es Evelinen auch gelang, ihn für einzelne Augenblicke auf eine innigere, traulichere Weiſe mit ſich beſchäftigt zu ſehen, ſo hatte er doch ſtets die Kraft, ſchnell in die alten Gränzen gewöhnlicher Höflichkeit zurückzutreten und es kamen denn immer wieder Tage und Wochen in denen ſie durch keinen Blick, kein Wort von ihm ausgezeichnet wurde, und ihre Stimmung ward dann um vieles trüber, ihr Herz um vieles ſchwerer.

Der Gang des Prozeſſes zwang Waldau Marburg zu verlaſſen, und er beſchloß die Entſcheidung deſſelben in der Hauptſtadt abzuwarten, die auch Raiſach's und Sievert's Wohnort war. Er hatte hier bis jetzt nur ein Abſteigequartier, das, wenn gleich für den Aufenthalt einiger Tage geräumig genug, ſich doch zu keiner Einrichtung eignete, wie ſie die Gegenwart ſeiner Tochter und der Frau Oby, die er als ihre Geſellſchafterin bei ſich zu behalten wünſchte,

nothwendig machte. Raiſach bot ihm für beide Damen ſeine zierliche, mit allen Bequemlichkeiten verſehene Wohnung an, wogegen ihm der Baron in ſeinem, nur wenige Schritte von Raiſachs Hauſe gelegenen Quartier einige Zimmer zu ſeinem eignen Gebrauch überlaſſen ſolle. Dies Anerbieten ward mit Dank angenommen. Man rüſtete ſich zur Abreiſe, ſo weh es auch allen that, ſich von Morburg trennen zu müſſen. Raiſach konnte Evelinen die Bitte nicht abſchlagen, ihr bei dem Einpacken ihrer Kupferſtiche und Zeichnungen zu helfen, und dieſe gemeinſchaftliche Beſchäftigung in dem einſamen, freundlichen Kabinette, wo Eveline beide bewahrte, gab unwillkührlich ihrem Beiſammenſein einen Ton der Innigkeit und Traulichkeit, der viel vom Zauber glücklicher Liebe hatte. Das Weſen Evelinens hatte eine wundervolle Lieblichkeit, wenn ſie ohne Abſicht, ohne Künſtelei einfach und natürlich erſchien, wie ſie es in dieſer Stunde war, und Raiſachs Blicke hingen mit Entzücken an dem reizenden Mädchen. Unter

Evelinens Zeichnungen bemerkte er ein ſorgſam zuſammengelegtes Blatt, das ſie, nach einem flüchtigen Blick auf ihn mit einem leiſen Erröthen zu verbergen ſuchte; er fragte ſie ſcherzend, ob dies Blatt etwa ein theures Angedenken bewahre? — Das theuerſte von allen, antwortete ſie lebhaft: es ruft mir den ſchönſten Augenblick meines Lebens zurück. — Die ſichtliche Bewegung, in der ſie war, weckte in Raiſach eine Anwandlung eiferſüchtigen Unmuths, und er fragte ſpöttelnd: Alſo wahrſcheinlich ein Andenken aus Sir Georgs oder Graf Kinskys Hand? — Würde ich es dann ſo werth halten? fragte ſie ſanft, indem ſich ihre ſchönen Augen mit Thränen füllten? — Kennen ſie es noch? fuhr ſie fort, indem ſie das Blatt aus einander ſchlug, und den Blick furchtſam zu Raiſach empor hob. — Wohl kannte er es noch; es war ein getrockneter Blumenſtrauß, den er ihr am Abend nach jener Verſöhnungsſcene gegeben hatte, und ſie hatte die herzlichen Worte, mit denen er ihn damals begleitete, zur Erinnerung darunter geſchrieben.

Ohne zu wiſſen, was er that, entriß er ihr das Blatt, und barg es, von dem Zauber dieſes Augenblicks fortgeriſſen, an ſein Herz, nachdem er ihre Schriftzüge an ſeine Lippen gedrückt hatte, Geben Sie es mir wieder, bat ſie flehentlich; es iſt mir das Liebſte von allem, was ich habe. Schweigend überreichte er es ihr, aber ſein Blick und ſeine plötzliche Bläße bezeugten nur zu ſehr die Herrſchaft, welche dies gefährliche Mädchen trotz aller ſeiner Vorſätze über ihn gewonnen hatte.

Am Abend dieſes Tages verließ man Morburg um die Friſche einer ſchönen Sommernacht zur Reiſe zu benutzen. Waldau ſchlief ein; Frau Oby folgte ſeinem Beiſpiel. Raiſach, der auf dem Rückſitz neben Evelinen ſaß, wagte es kaum, zu athmen. Dem erſten, ſo ſüß berauſchenden Sinnentaumel friſcher Jugend lange ſchon entfremdet, fühlte er ſich doch in dieſer unvergeßlichen Nacht allen verführeriſchen Bethörungen deſſelben zurückgegeben. Er wagte nicht zu antworten, als ſie ihn leiſe flüſternd

anredete, weil er dem Ton seiner Stimme nicht traute, und seine fest in einander geschlagnen Arme vermochten die Gewalt seiner Herzensschläge nicht zu zügeln. Der Anbruch des Tages führte ihn zum besonnenen Reflectiren über seine Empfindungen zurück; fest überzeugt, daß er so wenig durch seine Liebe Evelinen zu beglücken, als durch die ihrige glücklich zu werden vermöge, beschloß er, sorgsamer als je, künftig ihre Nähe zu meiden, und den Zauber den sie über ihn übte, zu besiegen; aber wenn er sie gleich in den ersten Wochen nach ihrer Ankunft nur im Vorbeigehen sah, und jeder Unterhaltung mit ihr auswich, so reichte doch oft ein Blick, ein Lächeln von ihr hin, alle seine Entschlüsse eitel zu machen, und die Nacht endete dann den Kampf des Tages nur, um ihm Evelinen in seinen Träumen vorzuführen, wie sie seyn müßte, wenn er von ihr das Glück seines Lebens erwarten sollte.

Für Evelinen erhielt Raisach jetzt eine viel höhere und anziehendere Bedeutenheit, da sie

ihn in einem eben ſo groſsen als glänzenden Kreiſe allgemein geachtet ſah, und Augenzeugin wurde, wie die ausgezeichnetſten Menſchen jedes Standes ſeinem Künſtlergenius bewundernd huldigten. An ſeiner Liebe zu ihr zweifelte ſie nicht, und eben der Widerſtand, den er ſeinem eignen Herzen entgegenſetzte, reizte Evelinen, dieſen beſiegen zu wollen. Raiſachs Abneigung gegen die Ehe war allgemein bekannt, und ſie dachte es ſich nun als den glänzendſten Triumpf, wenn ſie den ernſten, in ſeinen Grundſätzen ſonſt ſo unerſchütterlichen Mann dahin bringen könnte, um ihre Hand zu werben. Willkommen war es ihr daher auch, als Herr von Sievert ſeine Bewerbung um ſie erneuerte, weil ſie in dieſer ein wirkſames Mittel ſah, Raiſach zu einer Erklärung zu nöthigen. Reichthum und Rechtlichkeit ſprachen für Sievert; Waldau zog Raiſach, als den vertrauteſten Freund des Hauſes in Evelinens Gegenwart zu Rathe, und dies am Schluſs eines Geſprächs, in dem er denſelben offen fragte, ob er ſelbſt den Gedanken an eine eheliche Ver-

bindung auf immer entſagt habe? Eveline ſaß an ihrem Stickrahmen und ſchien während dieſes Geſprächs nur mit ihrer Arbeit beſchäftigt; aber ihr ganzes Leben war in dem bangen Herzensſchlag zuſammengedrängt, mit dem ſie Raiſachs Antwort mit einer Angſt entgegen harrte, als gelte es die Entſcheidung über Tod und Leben. Mit dem Anklang tiefer ſchmerzlicher Bewegung, doch ohne Zögern antwortete Raiſach: Ich glaube, daß mein Karakter es mir unmöglich machen würde, in der Ehe glücklich zu ſeyn. Wäre meine Frau ſchön, ſo würde ſie wahrſcheinlich auch eitel und gefallſüchtig ſeyn und ich könnte gegen dieſe Fehler eben ſo wenig blind als duldſam ſeyn, da ſie mit meinen Idealen von Frauenreiz und Frauenwerth durchaus unvereinbar ſind; wäre ſie dagegen achtungswerth, ohne ſchön zu ſeyn, ſo würde mein verwöhnter Schönheitsſinn zu viel vermiſſen. Eine Gattin könnte mich nur beglücken, wenn ſie Schönheit, Geiſt und Herz in ſich vereinte — was iſt aber ſeltener, als ein ſolcher Verein?

und wie dürfte ich es wagen, einem so begabten Wunderwesen meine Huldigung darzubringen, da das einfach schöne Glück des häuslichen Lebens mit meinem Dasein als Künstler sich nicht leicht verbinden läßt! — Der Baron spann die Unterredung fort, und erwähnte im Lauf derselben Sievert's Bewerbung um seine Tochter. Lieber Waldau, sagte Raisach sehr lebhaft — darüber muß nur Ihrer Tochter Herz entscheiden, und gewiß sichert Ihre Zärtlichkeit und Ihre Erfahrung Evelinen vor jeder Beredung. — Nun, mein Kind; sagte Waldau, indem er Raisach beinahe forschender als Evelinen ins Auge faßte — so bleibt es Dir denn allein überlassen, zu prüfen, ob Du mit Sievert glücklich werden zu können glaubst. Eveline stand fast außer Fassung auf, und bat ihren Vater, ihr zur Beantwortung dieser Frage einige Monate Frist zu lassen. Dann verließ sie mit einem stolzen zürnenden und doch schmerzlichen Blick auf Raisach das Zimmer, um in der Einsamkeit ihren Unmuth auszuweinen.

Raiſachs Blicke waren ihr mit einem Ausdruck gefolgt, der Waldau nicht entging. Julius, ſagte er ihm warm, warum zwingen Sie Sich zu ſolcher Strenge gegen Evelinen? warum kämpfen Sie ſelbſt gegen eine Liebe, die uns alle zu beglücken vermöchte? — Weil Eveline keinen Mann wahrhaft zu lieben vermag. — Ausgenommen Sie. — Was ſie für mich empfindet, iſt nicht Liebe. An die Huldigungen der Männer gewöhnt, reizt ſie mein Widerſtand; ſie wünſcht, ihn zu beſiegen; doch von dem Augenblick an, wo ſie mich zu ihren Füßen ſähe, würde auch ich ihr nichts mehr, als ein Spiel für ihre Eitelkeit und ihren Uebermuth ſein. — Nein, Raiſach, ich kenne Evelinens Herz beſſer, und übernehme die Bürgſchaft, daß ſie einer ſolchen Unwürdigkeit nicht fähig ſein wird. Woher ſoll ich den Muth zu einer ſo gefährlichen Probe nehmen? fragte Raiſach bewegt. Ich werde nicht um Evelinens Liebe werben, aber mein Leben würde allen Werth für mich verlieren, wenn ſie mich durch ihr Betragen veran-

laßte,

laßte, ſie je weniger zu lieben. — Waldau drang nicht weiter in ihn, überzeugt, ſeine Liebe werde ſich ohne ſein Zuthun ſchon von ſelbſt weiter fördern; aber die unruhigſte Beſorgniß, wie ſich der Karakter ſeiner Tochter in dieſem Verhältniß bewähren werde, verließ ihn nicht wieder, da er wohl fühlte, ſie werde mit dem Glück ſeines Freundes auch das Herz des Vaters unheilbar verletzen, ſobald ſie es mit dem Leichtſinn der Koketterie behandle.

Die Faſten-Ergötzlichkeiten begannen, und Eveline genoß ſie mit doppeltem Vergnügen, da die Trauer ſie mehrere Monate von allen öffentlichen Luſtbarkeiten ausgeſchloſſen hatte. Sie liebte den Tanz leidenſchaftlich, und der Beifall, den ſie allgemein fand, nährte dieſe verderbliche Liebhaberei noch mehr. Dabei war ſie ſchöner, als je; das ſagte ſelbſt Raiſach ihr, und nicht blos ihr, ſondern auch jedem andern, der ſie kannte, wiederholte er es — ſo voll war ſein Herz, und ſo mächtig der Trieb, von ihr zu reden! Seine Antwort an ihren Vater

hatte ſie Thränen gekoſtet; ſie wollte ihn durchaus zu einer, für ſeine Ruhe zu mächtigen Ueberzeugung ihrer Liebenswürdigkeit zwingen, und der keinem Frauenzimmer in ſolchem Fall fehlende Takt leitete auch ſie auf den rechten Weg zur Erreichung dieſes Endzweckes. Raiſachs Stärke beruhte auf der Ueberzeugung, ihr Herz nicht wahrhaft gerührt zu haben; und wie hätte es ihr nicht gelingen ſollen, ihn vom Gegentheil zu überführen? Sie zeichnete ihn bei jeder Gelegenheit aus, ſie war in ſeiner Gegenwart um vieles einfacher und beſcheidner als ſonſt, ſie konnte vor ſeinem Blick erröthen! Wie hätte er da nicht zuletzt glauben ſollen, was er doch eigentlich im Innerſten ſeiner Seele glühend wünſchte, glauben zu dürfen? Waldau freute ſich der ſichtbar ſteigenden Herzlichkeit und Bedeutenheit dieſes Verhältniſſes; er hielt ſich aber auch für verpflichtet, mit ſeiner Tochter über daſſelbe zu reden, und indem er ihr geſtand, daß ihre Verbindung mit Raiſach ihn zum glücklichſten Vater machen würde, machte

er ſie auch darauf aufmerkſam, daß es durchaus nur Einen Weg gebe, ſich des Herzens dieſes edlen Mannes zu verſichern, den, ſeine Achtung zu erwerben. Eveline liebte ihren Vater zärtlich; ſeine Rührung, ſeine Wünſche und Beſorgniſſe hatte ihre ganze Seele bewegt; ſie war ſchon zu einem Ball gekleidet, auf den Raiſach und Sievert ſie und Frau Oby begleiten ſollten. Ernſt und nachdenkend ſtand ſie, den einen Arm auf das Geſims des Ofens gelehnt, das blonde Lockenköpfchen von der einen Hand geſtützt, während die andre den über die Schulter geworfnen dunkelrothen Shawl hielt. Die doppelte Beleuchtung der Ofenflamme und der Kerzen gab ihrer Geſtalt in dieſer Stellung eine ſo ideale Verklärung, daß Raiſach beim Eintritt in das Zimmer ſtehn blieb, und ſein Auge mit Entzückung auf Evelinen weilte. Ihr Blick begegnete dem ſeinen, ſie ſchlug das Auge nieder, und ward in dieſem Augenblick noch ſchöner, und als er herbeieilend ihre dargebotne Hand faßte und ſie an ſeine Lippen drückte, hatten

ſich beide ohne Worte ſchon vieles geſagt. Wie groß war aber Raiſachs Erſtaunen, als Evelinens Augen ſich nun mit Thränen füllten, und ſie den Kopf abwandte, ihm dieſe zu verbergen. Mit der zärtlichſten Beſorgniß, mit aller Unruhe der Liebe forſchte er nach der Veranlaſſung ihrer Betrübniß; ohne ihm dieſelbe zu geſtehen, ließ ſie ihn errathen, daß ſie ſich auf ihn beziehe, und in ihrem Auge ſtrahlte der Abglanz eines Gefühls, um deſſen Tiefe und Wahrheit ſie ſelbſt nicht wußte. Warum, Eveline, ſagte er ihr ernſt und bewegt, wünſchen Sie von mir das Geſtändniß einer Liebe zu hören, die ſchon ſeit lange kein Geheimniß mehr für Sie iſt? Bedenken Sie auch, daß an dies Geſtändniß der Gehalt meines Lebens und das Glück Ihres Vaters gebunden iſt, der es Ihnen nie vergeben würde, mit meiner Liebe ein herzloſes Spiel getrieben zu haben? Bedenken Sie auch, daß es darauf ankommt, mein Schickſal zu theilen, und mit meiner Lebensweiſe auch gewiſſermaßen meine Neigungen anzunehmen?

Sie wiſſen es, wie wenig ich ein zerſtreutes, geräuſchvolles Leben liebe, und daß meine Gattin für mich, ausſchließlich nur für mich leben muß, wenn ich mich glücklich fühlen ſoll. — Und würden Sie ſo fragen, wenn Sie mich achteten? wenn Sie mich wahrhaft liebten? — Der Eindruck dieſer Worte und des ſie begleitenden Blicks auf Raiſach war tief und beglückend: allem Zweifel, allem Mißtrauen enthoben, beſchwor er Eveline, die Gelübde ſeines, ſie wahr und treu liebenden Herzens anzunehmen. An dieſer Minute hing Evelinens Schickſal; aber ehe ſie zu antworten vermochte, ehe ein unwiderrufliches Geſtändniß ihr Schickſal an das des edlen, trefflichen Mannes band, traten Sievert und Madam Oby ein. Die Zeit war da; man ſtieg in den Wagen.

Die Geſellſchaft war zahlreich und glänzend, doch zog Eveline, wie ſie zum Tanz auftrat, Aller Blicke auf ſich. Man bat ſie um eine Gavotte, die ſie ſonſt mit wunderlieblicher Grazie tanzte. Raiſach, der hinter ihrem Stuhl

lehnte, fragte ſie leiſe, ob ſie dieſe Bitte gewähren würde? — Warum nicht? Mögen Sie die Gavotte etwa nicht leiden? — Auf dem Theater, wohin ſie gehört, recht gern. — In dieſem Augenblick kam der ſchönſte und eleganteſte Tänzer aus der Geſellſchaft, ſie dazu aufzufordern. Sie ſchlug es ihm höflich ab; da aber derjenige, der ſich einmal angemaßt hat, eine Geſellſchaft ausſchließlich beſchäftigen zu wollen, gewiſſermaßen dadurch immer die Freiheit verliert, ein ähnliches Auftreten zu verweigern: ſo ſchalt man auch jetzt Evelinens Betragen Eigenſinn. Man beklagte darüber ſich bei Madam Oby, und erlaubte ſich darüber auch gegen Sievert, deſſen Bewerbung um Eveline allgemein errathen wurde, einige Neckereien, indem man ihm die Rolle eines eiferſüchtigen Liebhabers aufbürdete. Vergeblich verſicherte Sievert, daß man ihm zuviel Ehre erzeige, indem man ihm einen ſolchen Einfluß zutraue. Die Neckereien dauerten fort, und um ſich davon zu befreien, lenkte er ſie auf Raiſach hin, der in

dieſem Augenblick ſehr angelegentlich mit Eveli-
nen ſprach, und ſie den ganzen Abend noch
nicht verlaſſen hatte. Eveline, der kein Wort
dieſer Unterhaltung entging, obgleich ſie, nach
einer andern Seite hingewendet, beſchäftigt zu
ſein ſchien, hörte nun zu ihrem Schrecken, daß
mehrere junge Herren, die zu den Ton-Ange-
bern gehörten, dieſe Zuſammenſtellung eines
ſiebzehnjährigen blühenden Mädchens mit dem
finſtern Murrkopf, dem ſauertöpfiſchen Raiſach
lächerlich machten. Sie erröthete, und ſah er-
ſchreckt nach Raiſach, der unglücklicherweiſe in
dieſer Minute nicht zu ſeinem Vortheil erſchien.
So beſeelt und geiſtvoll auch ſeine Züge und
der Blick ſeines Auges waren, wenn er mit
Antheil zuhörte, ſprach, oder von irgend einer
Idee, einer Empfindung belebt wurde, ſo düſter
und alltäglich erſchien ſein Geſicht, wenn er
ſich gelangweilt fühlte, und dies war in großer
Geſellſchaft nur zu häufig der Fall. Eveline
erkannte in dieſem Augenblick in ihm durchaus
nicht den Mann, den ſie noch vor wenig Stun-

den ſo liebenswürdig gefunden hatte, wohl aber den, der es ihr unterſagt, die Gavotte zu tanzen. Die Erfüllung unſrer Wünſche gewährt uns ja ſtets nur ein bleiches Schattenbild des Glücks, das wir von ihr hofften. Das empfand auch Eveline, als ſie den ſo lange, ſo heiß genährten Wunſch, von Raiſach das Geſtändniß ſeiner Liebe zu hören, erfüllt ſah. Ein reges Intereſſe war dadurch aus ihrem Leben verſchwunden, und das Bild des glanzloſen, häuslichen Lebens, welches ſie als ſeine Gattin erwartete, konnte die dadurch in ihr entſtandne Lücke nicht wieder ausfüllen. In dieſem Augenblick näherte ſich ihr Sievert mit dem von ihr vorhin ausgeſchlagnen Tänzer, und bat ſie eben ſo ſchmeichelhaft, als verbindlich, den Wunſch der Geſellſchaft zu erfüllen. Ihr Auge fragte flüchtig Raiſach um ſeine Meinung, und da ſein Lächeln ihren Entſchluß zu billigen ſchien, ſo reichte ſie dem jungen Mann die Hand.

Von einem Schwarm junger Männer umgeben, kehrte ſie, des erhaltenen Beifalls froh,

zu ihrem Sitz zurück; sie fand aber Raisach nicht wieder; ihr Auge suchte ihn vergeblich im Ballsaal, und sehr unmuthig empfand sie es, daß er es nicht der Mühe werth geachtet hatte, ihrem Tanze zuzusehen. Ihn aber hatte beim Beginn desselben ein Fremder aufgesucht, um sich ihm vorstellen zu lassen. Raisach hatte sich die Bekanntschaft dieses Mannes lange gewünscht, und ihre Unterhaltung ward so anziehend, daß beide, in einem Nebenzimmer von der übrigen Gesellschaft abgesondert, den Flug der Stunden nicht bemerkten, und Raisach erst bei dem Aufbruch der Gesellschaft zu Evelinen zurückkehrte, sie nach Hause zu begleiten. Ihr Schmollen entging ihm nicht, und um sich zu rechtfertigen, erzählte er ihr jenes Zusammentreffen und schloß scherzend mit den Worten, sie werde in seinem Herzen nie eine andre Nebenbuhlerin als die Kunst zu fürchten haben. Das ist für mich, lieber Baron, sagte ihm Sievert, ein eben so verfängliches als überraschendes Geständniß. — Was hülfe ein län-

geres Schweigen, antwortete Raiſach lächelnd, da Sie ſelbſt mich heut Abend öffentlich für Ihren Nebenbuhler erklärt haben? Dank ſey es der Gavotte, daß ſie mich jeder Verſtellung überhoben hat, und wie auch Eveline über unſer Schickſal entſcheiden wird, ſo rechne ich doch mit Zuverſicht in jedem Fall auf die Dauer unſrer Freundſchaft. Heute erſt habe ich Evelinen geſtanden, daß ich ſie liebe, und, um die Freiheit ihrer Wahl in keiner Art zu beſchränken, werde ich mich gegen ihren Vater, den vielleicht ſeine Freundſchaft für mich partheiiſch machen könnte, erſt dann erklären, wenn ſie entſchieden hat. Dieſe Erklärung traf Sievert unangenehm, da er Raiſach aufrichtig ehrte, und die Verhältniſſe deſſelben zur Waldauiſchen Familie zu genau kannte, um ihm nicht ſelbſt den Vorzug zuerkennen zu müſſen; doch viel tiefer noch fühlte ſich Eveline dadurch verletzt, und es drang ſich ihr die Vermuthung auf, Raiſach wolle es ſie empfinden laſſen, daß ſie eigentlich ſchon entſchieden habe, und dieſes ſcheinbare

Anerkennen der Freiheit ihrer Wahl ſei nichts, als ein Kunſtgriff ſeines Stolzes. Ich ſehe mein Schickſal voraus, ſagte Sievert gepreßt, und erbitte mir nur von dem Fräulein eine baldige Entſcheidung. Zu dieſer bin ich gleich erbötig, antwortete ihm Eveline ſchnell und gereizt. — Nein, mein Fräulein, unterbrach ſie Raiſach, der Sievert die Kränkung einer ſo plötzlichen Abweiſung im Beiſein des vorgezogenen Mannes erſparen wollte — nicht an dieſen Augenblick knüpfe ſich eine ſo ernſte Entſcheidung. Prüfen Sie Ihr Herz, und nach acht Tagen — Gut, fiel hier Eveline ein; heute über acht Tage ſollen Sie meinen Entſchluß erfahren. — Man trennte ſich. Frau Oby umarmte Evelinen, als beide Männer ſich entfernt hatten, mit dem Ausdruck der herzlichſten Theilnahme, und wünſchte ihr zu der Bewerbung eines ſo ausgezeichnet trefflichen Mannes, wie Raiſach ſei, Glück; doch ohne ein Wort zu erwidern, riß ſich Eveline aus ihren Armen, und eilte in ihr Zimmer.

Unglücklicher Weiſe ſah ſie Raiſach in den nächſten Tagen nur auf Augenblicke, da jener Fremde, der nur einige Tage in der Reſidenz weilen wollte, ſich ſeiner faſt ausſchließlich bemächtigte, und Raiſach in dem Zuſammenſeyn mit ihm, einem der berühmteſten Schriftſteller unſers Jahrhunderts, bei ſeinem reichen Geiſt, und ſeiner faſt leidenſchaftlichen Begeiſterung für Kunſt und Wiſſenſchaft, einen zu hohen Genuß fand, um nicht auf jede mit ihm verlebte Stunde Werth zu ſetzen. Kam er zu Eveline, ſo ſah ſie ihn heiter und ſtill beglückt, aber auch voll milden Ernſtes; er wollte ſich ihr als der zärtlichſte Freund zeigen, aber er bot alle ſeine Kraft auf, ihr den entzückten Liebhaber zu verbergen, da er nicht Willens war, ihr eine Herrſchaft über ſich zuzugeſtehen, von der er fürchtete, daß ſie ſie mißbrauchen würde, ſobald ſie ſich derſelben bewußt werde. Eveline wünſchte dagegen nichts mehr, als ſich eines vollſtändigen Triumphes über ſeine Vernunft und ſeine Grundſätze rühmen zu können, weil ſie

nur in dieſem eine ſichre Bürgſchaft für die Glut und die Wahrheit ſeiner Liebe zu ihr finden zu können glaubte. Sie wollte ihn bewegt, entzückt, unruhig, geſpannt, eiferſüchtig ſehen; alle kleinen Kunſtgriffe, die ſie zur Erreichung dieſes Entzweckes anwandte blieben ohne Erfolg; dies verſtimmte ſie mehr und mehr, und in immer ſteigender Erbitterung wurde der Wunſch, Raiſach zu ſtrafen, und ihm wehe zu thun, ſo mächtig in ihr, daß er endlich den Entſchluß erzeugte, Sievert ihre Hand zu geben. An dieſem Schritt mußte doch Raiſachs Gleichgültigkeit ſcheitern; dieß mußte ihn doch erſchüttern, ihn erzürnen, ihn betrüben, und das wollte ſie um jeden Preis, da ſie in der heitern Ruhe, in der er vor ihr erſchien, nur Kälte ſah. Von Raiſach ungeahnet vergoß ſie jetzt oft Thränen, und je feſter ſie entſchloſſen ward, ihm wehe zu thun, deſto ſchmerzlicher ſtrömten ſie.

Da Eveline gegen ihren Vater über ihr Verhältniß zu Raiſach ſchwieg, hielt Frau Oby ſich für verpflichtet, ihn davon zu unterrichten.

Evelinens Betragen, ſchloß ſie, iſt mir um ſo unerklärlicher, da Sievert, den ſie doch jetzt ſichtlich auszeichnet, und zu jeder Hofnung berechtigen zu wollen ſcheint, mit jedem Tag verlegner und gezwungen in ſeinem Betragen wird, ſo wie Raiſach hin gegen unverkennbar voll heiterer Zuverſicht zu Evelinens Herzen iſt. Sie bat Waldau darauf dringend, Evelinen nicht ungewarnt ſich ſelbſt zu überlaſſen; er ſchlug dies aber beſtimmt aus, und bat auch ſie, mit ſeiner Tochter nicht über ihre Lage zu reden. Raiſachs Zuverſicht, ſagte er, kann ſich nur auf Beweiſe von Evelinens Liebe zu ihm gründen, und für das künftige Glück beider iſt es durchaus erforderlich, daß ihre Entſcheidung einzig ihrem Herzen überlaſſen bleibt! Ich bin überzeugt, daß Eveline Raiſach liebt; könnte ſie ihn täuſchen, könnte ſie dieſe Liebe für ihn nur erheuchelt haben, und jetzt mit dem edlen Herzen meines Freundes ihr Spiel treiben wollen: ſo habe ich keine Tochter mehr. Sieverts Benehmen gründet ſich wahrſcheinlich auf die ungünſtige Wen-

dung, die unſer Proceß zu nehmen ſcheint, und läßt er ſich durch dieſe eigennützige Rückſicht in ſeiner Bewerbung um Evelinen lenken, verdient er nicht mein Schwiegerſohn zu werden.

Sieverts Aengſtlichkeit verrieth ſich in den nächſten Tagen ſo auffallend, daß Frau Oby ihn mit der Offenheit vieljähriger Freundſchaft um die Urſache befragte. Seit fünf Jahren war er der Hausfreund und der tägliche Geſellſchafter der Frau von Helden, einer vierzigjährigen reichen und gar nicht häßlichen Wittwe, die mit ihrer geſunden Vernunft und ihrer heitern Laune eine eben ſo zuverläſſige Freundin, als angenehme Geſellſchafterin war, dabei eins der beſten Häuſer machte, und unter ihren vielen Bekannten Sievert ſchon ſeit Jahren auszeichnete. Man weiß, wie feſt die Gewohnheit des täglichen Umgangs Menſchen an einander zu binden vermag. Sieverts vorjähriger Sommeraufenthalt in Morburg hatte Frau von Helden ſchon mißfallen. Sie erfuhr, daß eine junge, modiſche Schönheit ihn dort gefeſſelt habe, und ſah im

Lauf des Winters Evelinen auf mehreren Bällen, wo ſie ſie denn genau beobachtete. — Auch auf dem letzten Ball war dies geſchehen, und als Sievert am folgenden Morgen zu ihr kam, ſagte ſie ihm mit unverkennbarer, freundlicher Gutmüthigkeit: Sievert, ich will Ihnen einen großen Dienſt erweiſen, indem ich Sie abhalte, eine Thorheit zu begehen. Wir Frauen irren uns nicht leicht in unſerm Urtheil über einander. Fräulein Waldau iſt ſehr hübſch und ganz geeignet, in der großen Welt eine glänzende Rolle zu ſpielen; aber einen Mann macht ſie beſtimmt nicht glücklich. Sie führen jetzt ein ſo heitres, zufriednes Leben: warum wollen Sie Sich der Gefahr ausſetzen, durch die Verheirathung mit einem ſolchen Mädchen Ihr Glück zu verſcherzen? Bleiben Sie hübſch Wittwer; es iſt wahrſcheinlich das Beſte; wollen Sie aber durchaus wieder heirathen, nun, ſo nehme ich Sie wahrhaftig ſelbſt, ehe ich zugebe, daß dieſe junge Coquette Sie unglücklich macht. Ueberlegen Sie Sich das ruhig und ernſtlich,

mein Freund, und laſſen Sie uns dann weiter darüber ſprechen.

Und nun denken Sie Sich meine jetzige Verlegenheit, ſagte Sievert zu Frau Oby, als er ihr auf ihre Frage dies erzählt hatte. Fräulein Eveline iſt ſehr ſchön, ſehr liebenswürdig, aber, wie ich einzuſehen beginne; für mich doch eigentlich zu jung. Will ich morgen nicht als ein verſchmähter Freier vor Frau von Helden erſcheinen, ſo muß ich mich noch heute gegen dieſe erklären; und ich würde dies, ſeitdem ich in Raiſach einen Nebenbuhler entdeckt habe, ohne Bedenken glauben thun zu können, wenn mich das Fräulein nicht durch ihr Betragen irre machte, da ſie nie ſo freundlich und traulich gegen mich geweſen iſt, als gerade jetzt. Frau Oby glaubte ihn darüber beruhigen zu dürfen; weil auch ſie, nach ihrer Unterredung mit Waldau, es für entſchieden hielt, daß Eveline nur Raiſach wählen könne; ſie rieth daher Sievert, unbeſorgt dem Zug der Gewohnheit zu folgen, der ihn mächtiger zu Frau von Hel-

den zog, als ihn je die Liebe zu Evelinen gezogen hatte.

Beruhigt verließ sie Sievert am Abend vor dem entscheidenden Tage. Seine Zweifel und die Angst dieser Ungewißheit waren Evelinen nicht entgangen; allein sie sah in dieser nur den Triumph ihrer Macht über ihn, und ward dadurch in ihrem Entschluß, ihn zu wählen, bestärkt. Früh am andern Morgen, als sie und ihre Freundin noch mit dem Frühstück beschäftigt waren, sah sie schon ihren Vater, von Raisach und Sievert begleitet, in ihr Zimmer treten. Der letztere hatte sich gegen Waldau offen und ehrlich erklärt, und war auch von diesem beredet worden, sich, ohne Evelinens Entscheidung abzuwarten, gegen Frau von Helden zu erklären. Waldau sah diesen Tag, der den Freund seines Herzens mit Evelinen verbinden sollte, als den glücklichsten seines Lebens an. Gerührt umarmte er seine Tochter, und bat sie, ohne alle Rücksichten nur ihrem Herzen in der Wahl eines Gatten zu folgen.

Eveline erblaßte und reichte, zum Entſetzen Aller, Sievert ihre Hand. Todtenbleich wandte ſich Naiſach ab. Herr von Sievert, nahm ihr Vater das Wort, iſt ſchon verlobt, und dieſer Augenblick koſtet dich nebſt deiner eigenen Achtung auch die Liebe deines Vaters. — Das Gefühl einer ſo bittern Demüthigung, Schreck und Verzweifelung raubten Evelinen alle Faſſung; ſie brach in eine ſo bittere, ſo ungerechte Aeußerung für Naiſach aus, daß ihr Vater in der Empörung des Zorns gegen ſie auffuhr; doch mit würdevollem Ernſt faßte Naiſach ſeinen Arm, und mit einem Blick auf Evelinen, der wie ein ſchreckender Blitz die Tiefe ihres Selbſtbewußtſeins in namenloſer Angſt erleuchtete, führte er ihn mit ſich aus dem Zimmer. Schweigend folgte ihnen Sievert und Eveline floh nach ihrem Schlafzimmer, wo ſie für den übrigen Theil des Tages ſelbſt Frau Oby den Zutritt verweigerte. In ſtarrem Dumpfſinn brachte ſie hier den Tag und die Nacht hin; ſie begann das unſägliche Weh zu ahnen,

das ſie ſich bereitet hatte; aber ſie wollte ſich dieſe Ahnung verbergen, und verſicherte am Morgen, als Frau Oby ſich nach ihrem Befinden erkundigte, in hartnäckiger Verſteckung, ſie habe recht gut geſchlafen. Warum wollen Sie mich täuſchen, fragte dieſe ſehr ernſt, da Sie doch, wenn dies wahr wäre, jedes Anſpruches auf Theilnahme und Mitleiden unwürdig ſeyn würden? — In dieſem Augenblick kam ein Billet von dem Baron, worin er Frau Oby bat, ihn am Nachmittag zu beſuchen, weil er ſie zu ſprechen wünſche, und nicht zu ihr kommen möge, da er ſich unvermögend fühle, den Anblick ſeiner unwürdigen Tochter ertragen zu können. Dieſe Aeußerung ward von Evelinen in ihrer ganzen Bitterkeit empfunden. So koſtet mich denn dieſer abſcheuliche Ratſach auch noch das Herz meines Vaters! rief ſie heftig. — Ihr Haß gegen ihn, antwortete Frau Oby, iſt höchſt ungerecht, doch ſchützt er Sie vor einem furchtbaren Weh; denn welches Schickſal, Eveline, wäre jetzt das Ihrige, wenn Ihre Eitelkeit Sie

verblendet hätte, und Sie Raiſach liebten? — Ein Todesſchauer durchbebte Evelinen bei dieſen Worten; ſie erblaßte, ohne zu antworten, und blieb den ganzen Tag tief in ſich verſunken. Gegen Abend ſchrieb ſie an ihren Vater und bat Frau Oby, den Brief mitzunehmen; dieſe brachte ihn aber unentſiegelt zurück. Man trennte ſich gleich nach dem Abendeſſen; doch Evelinens Schlummer war zu unruhig, um nicht von einer ungewöhnlichen Bewegung im Hauſe verſcheucht zu werden. Sie hörte in der Nacht die Hausthüre öffnen, und erfuhr beim Aufſtehen von ihrem Mädchen, Frau Oby habe die Nacht außer dem Hauſe zugebracht. Zitternd eilte ſie zu dieſer, und fragte nach dem Befinden ihres Vaters. Er iſt, ſo viel ich weiß, ganz wohl. — Sie ſind aber in dieſer Nacht ausgegangen? — Ja, und ich werde auch heute den größten Theil des Tages abweſend ſein. — Mein Gott, was geht denn vor? was verbergen Sie mir? — Nichts, woran Sie ein Recht haben, Antheil zu nehmen. — Eveline unterdrückte ihre Thränen,

und Frau Oby frühſtückte ſehr eilig und bat, mit dem Mittagseſſen nicht auf ſie zu warten. Die ungewohnte Einſamkeit, in der Eveline zurückblieb, dünkte ſie eine Strafe ſein zu ſollen, und dieſer Gedanke verhärtete ſie noch mehr. Sie fühlte, Raiſach unverſöhnlich beleidigt zu haben, und eben deshalb gelobte ſie ſich, nie ſeinen Namen zu nennen, nie ſich nach ihm zu erkundigen. Er ſoll nie den Triumph haben, mich gedemüthigt und reuig zu wiſſen; übrigens ſoll meine Aufführung ſo tadellos ſein, daß ſie meinen Vater bewegt, mir zu verzeihen. — Das Bild ihres erzürnten Vaters, das Verbot, ihn zu ſehen, und die Unmöglichkeit, ſeine Verzeihung erbitten zu können, betrübten ſie in dieſem Augenblicke tiefer als je; ſie weinte bitterlich, und lernte zum erſten Mal Thränen als Erguß eines tief verwundeten Herzens kennen.

Erſt gegen acht Uhr des Abends kam Frau Oby zurück. Sie hatte den ganzen Tag noch nichts gegeſſen und ſah blaß, leidend und er-

ſchöpft aus. Eveline bot, ohne ſich eine Frage zu erlauben, mit zarter Achtſamkeit alles auf, ſie zu erquicken. Gerührt ruhte der Blick der Freundin oft mit dem Ausdruck des tiefſten Mitleids auf Evelinen, und ihrer Bewegung nicht länger Herr, ergriff Frau Oby den Vorwand der Müdigkeit, um ſich gleich nach ihrem Zimmer zu begeben. Eveline war zu unruhig, zu bewegt, um auf Schlaf hoffen zu können. Sie war noch auf, als ſie gegen Mitternacht Frau Oby bei ihrem Zimmer vorbei leiſe die Treppe hinunter ſchleichen hörte. Behutſam öffnete Eveline ihre Thüre und erkannte die Stimme des Bedienten ihres Vaters, der gekommen war, Frau Oby abzuholen, die, trotz des Sturmgeheuls und des Schneegeſtöbers, im Begriff war, das Haus zu Fuß zu verlaſſen. Verlangt er gar nicht, ſie zu ſehen? fragte ſie den Bedienten. — Gott behüte ihn vor ihrem Anblick, antwortete dieſer, ich glaube, das wäre ſein Tod. — Hier ſchloß ſich die Hausthüre; allein Eveline hatte genug gehört. Sie ſah

ihren Vater ſterbend vor ſich, wie er im letzten Augenblicke dem Kinde fluchte, deſſen Leichtſinn und Ungehorſam ihn dem Grabe zugeführt hatte. Ihre Seelenangſt erreichte den höchſten Grad. Ich will, ich muß ihn ſehen! rief ſie händeringend aus; er darf nicht ſterben, ohne mir vergeben zu haben! — Sie klingelte ihrem Mädchen und befahl dieſem, den Kutſcher zu wecken, der ſie nach der Wohnung ihres Vaters begleiten ſollte. Vergeblich waren alle Vorſtellungen; ſie beſiegte jeden Widerſtand. Ratſachs Haus war nicht weit entfernt; in dem Augenblicke, wo ſie es erreichte, fuhr auch der Arzt vor und betrat es mit ihr zugleich. Wie gehts mit dem Kranken? fragte er einen ihm entgegenkommenden Bedienten. — Sehr ſchlecht, antwortete dieſer; er kennt keinen mehr, und ich glaube kaum, daß er die Nacht überlebt. — Ein Schrei verzweiflungsvollen Jammers verrieth hier dem Arzt Evelinens Gegenwart, die, im Schatten ſtehend, von ihm bis jetzt noch nicht bemerkt worden war. Sie wollte bei ihm vorbei die Treppe

hinauf fliegen; allein unfähig, ſich länger aufrecht zu halten, ſank ſie auf den erſten Stuffen nieder. Faſſen Sie Sich, gnädiges Fräulein, bat der Arzt; Sie dürfen wahrlich, ehe Sie Sich erholt haben, den Kranken nicht ſehen. — Iſt mein Vater denn ohne Rettung verloren? — Ihr Herr Vater iſt ja nicht krank, ſagte der Arzt befremdet, ſondern Baron Raiſach! — Raiſach! rief ſie, Raiſach ſtirbt! Zerſchmetternd wand ſich der Ton aus ihrer Bruſt, ihre Züge erſtarrten im Krampf unnennbarer Seelenangſt. Doch vergebens war das Bemühen des Arztes, ſie länger zurückzuhalten; mit gewaltiger Kraft riß ſie ſich von ihm los: ich habe ihn gemordet, ſchrie ſie furchtbar auf, wer darf mir weigern, mit ihm zu ſterben?! In dieſem Augenblick öffnete Waldau die Thüre des Krankenzimmers; ſein erſter Blick fiel auf ſeine Tochter, und ohne ihren Zuſtand zu bemerken, rief er ihr drohend zu: fort von hier, Unglückliche, und wenn er ſtirbt, ſo hüte dich mir je wieder vor die Augen zu kommen! — Vergebung, ach Vergebung,

mein Vater! wimmerte ſie, ſich zu ſeinen Füßen werfend. Er aber wandte ſich von ihr ab, dem Arzt zu folgen, der nach Raiſachs Zimmer ging. Welch ein Anblick für Eveline, als ſich dieſes öffnete! In dem ſchwach erleuchteten Gemache kämpfte Raiſach im Wahnſinn eines fürchterlichen Fieberanfalls gegen die Bemühungen ſeiner Wärter, ihn zu halten. Frau Oby ſtand weinend an ſeinem Lager; ſo wie die Thür ſich öffnete, erblickte ſie Eveline, die, vor der Schwelle knieend, ihre Arme flehend nach ihrem Vater ausſtreckte. Himmel, Eveline, wo kommen Sie her! rief ſie erſchrocken. Der Klang dieſes Namens traf den Kranken; ſein Blick fiel auf Eveline, er ſchien ſie zu erkennen, und in erneuter Wuth fuhr er auf und ſchrie: Fort mit ihr! Im Himmel und auf Erden iſt kein Ort mehr, wo wir uns begegnen dürfen! Waldau riß hier ſeine Tochter empor, ſie wegzuführen; da rief Raiſach ſie ſo flehend, ſo innig zurück, daß Waldau, unvermögend dieſem Ton zu widerſtehen, ſie ihm zuführte. Er umſchlang

ſie, und drückte ſie mit wilder Gewalt an ſein Herz; aber in dieſem Augenblicke zerriß die Furchtbarkeit dieſer Erſchütterung eine Ader in ſeiner Bruſt, und ein Strom warmen Blutes floß über Evelinen hin, die ohnmächtig in ſeinen Armen lag. Man trug ſie in ein Nebenzimmer, wo man ſie über den Kranken vergaß, und nur erſt, als der Blutſturz geſtillt war und Raiſach in bleicher Erſchöpfung ruhig da lag, eilte man zu ihr. Sie hatte ihre Beſinnung wieder gewonnen, aber ihre Thränen floſſen, als ob mit ihnen Jugend, Leben und Liebe dem todtwunden Herzen entſtrömen wollten. Kein Laut kam über ihre Lippen; ihre langen blonden Locken bedeckten aufgelöſt ihr Geſicht und ihre Geſtalt, ihre Hände drückten ihr weißes, von Raiſachs Blut gefärbte Gewand an ihre Bruſt. Bei dieſem herzzerreißenden Anblick ſiegte in Waldaus Herzen das Mitleid über jedes andre Gefühl. Beruhige dich, ſagte er ihr ſanft; noch iſt Hoffnung da, unſern Freund zu retten. — Und können Sie mir verzeihen, mein

Vater? — Unglückliche! antwortete er ihr; aber ſein Ton war ſo bedauernd, ſein Blick ſo väterlich! Sie wollte ſich ihm zu Füßen werfen; er hielt ſie zärtlich zurück, und als ſie darauf ſchluchzend ihre Arme um ihn ſchlang, und ſich an ſein Herz warf, verriethen ſeine Thränen den verſöhnten Vater. Er empfahl ſie der Sorgfalt des Arztes, der beide Damen in ſeinem Wagen nach Hauſe brachte, und Evelinen nicht eher verließ, bis er die zweckmäßigſten Mittel für ſie angewandt hatte.

Am andern Morgen konnte Frau Oby das Bett nicht verlaſſen, da ſie ſich an allen Gliedern wie gelähmt fühlte. Der Arzt brachte ihnen Nachricht von Raiſach, der die Nacht wenig geſchlafen hatte, und für den von der Rückkehr des Fiebers am Abend viel zu fürchten war. Um zwei Uhr kam Waldau, ſich nach dem Befinden ſeiner Tochter zu erkundigen. Sie war ſehr blaß, ſehr matt, und eben ſo dankbar für jedes Zeichen ſeiner Liebe, als ſichtlich von Reue und Leid zu gebeugt, um nicht in aller Demuth

einer ſchuldbewußten Sünderin vor ihm zu erſcheinen. Er war zu tief, zu ſchmerzlich verletzt, um, ihres Unrechts vergeſſend, gegen ſie die ehemalige Zärtlichkeit zeigen zu können; aber er empfahl ihr dringend, für ihre Geſundheit zu ſorgen, und bat Frau Oby, ſie in ihrem Schmerz zu tröſten. Der Tag verging; am Abend ſpät erhielt man noch beruhigende Nachrichten vom Befinden des Kranken; doch trotz derſelben und ihrer Ermattung floh Evelinen der Schlummer. Wie könnte ich auch ſchlafen, ſeufzte ſie, da Er! Er! — o mein Gott! dieſe Nacht entſcheidet vielleicht über ſein Leben! vielleicht führt die morgende Sonne ſeinen Todestag herauf! — Und dieſer Gedanke preßte, wie die eiſige Hand des Todes ſelbſt, ihr warmes, lebenreiches Herz. Sie fühlte es, daß ihr Daſein und ihre Zukunft in der Dauer ſeiner Lebenszeit begründet war, und zum erſten Male klagte ſie die Führer ihrer Kindheit an, die ihrem Karakter eine Richtung gegeben hatten, deren Opfer jetzt ihr Friede und ihr Glück ge-

worden war. Sie erkannte es, wie Raiſach allein von allen Männern mit dem erſten Blick eine Gewalt über ſie bekommen hatte, deren unbeſiegbare Macht jetzt zu ſpät Reue und Gewiſſensbiſſe ſie anerkennen lehrten. Die Liebe, dieſe unwiderrufliche Entſcheidung über unſer Herz und unſer Schickſal, offenbarte ſich ihr in der vollen, tiefen Bedeutung ihres Zaubers; aber — o des unnennbaren, des lebenvergiftenden, herzzerreißenden Gefühls: ſie offenbarte ſich ihr zugleich in der Reue, einer ewig nagenden Beſchämung, einer nie zu verſöhnenden Schuld. Und was iſt furchtbarer, was iſt zerſtörender in der ganzen Kette menſchlichen Elends, als das Bewußtſein einer Schuld, deren Opfer das Weſen geworden iſt, das wir mit unendlicher Leidenſchaft tauſendmal mehr als uns ſelbſt lieben!

In der Einſamkeit dieſer qualenvoll durchweinten Nacht rang ſich Evelinens beſſere Seele ſiegend aus den Banden los, in denen Leichtſinn und Verbildung ſie bis jetzt gefangen gehal-

ten hatten. Sie liebte, und alle ihre Neigungen, ihr ganzer Karakter waren wie umgeſchaffen und veredelt, da der Gegenſtand dieſer Liebe edel und achtungswerth war, und die Erkenntniß ihrer Irrthümer und Fehler ihr den Weg zur Beſſerung bahnte.

Noch vor Tagesanbruch ſandte ſie zu Raiſach, ſich nach ſeinem Befinden erkundigen zu laſſen; allein ſie erhielt keine Antwort, weil der Arzt den Eintritt in das Krankenzimmer unterſagt hatte. Erſt um zehn Uhr brachte ihr dieſer ſelbſt die Nachricht: daß die Nacht eben nicht die ruhigſte geweſen ſei, und die Kriſis, die wahrſcheinlich am Abend eintreten müſſe, über Tod und Leben entſcheiden werde. Zugleich verſprach er auch, noch vor eilf Uhr Abends Nachricht von dieſer Entſcheidung zu ſenden, und im unglücklichen Falle Frau Oby holen zu laſſen; Eveline aber dürfe den Kranken durchaus und unter keiner Bedingung ſehen.

Um wie viele Jahre altert der Menſch oft an Einem Tag ſolcher Erwartung! Eveline war

ſtumm; aber der innere Kampf ihrer Jugend mit der Verzweiflung der Hoffnungsloſigkeit war entſetzlich. Sie erhielt im Laufe dieſes Tages mehrere Male Nachricht; doch gegen Abend kamen alle von ihr geſandten Boten ohne Beſcheid zurück. Es ſchlug zehn, es ſchlug eilf, es ſchlug Mitternacht — keine Nachricht. Eveline vermochte kaum noch zu athmen. Um halb ein Uhr fuhr ein Wagen vor; Raiſachs Bedienter trat ein und bat Frau Oby, ſchnell zu dem Baron Waldau zu kommen; ſein Herr, ſein geliebter Herr liege in den letzten Zügen und ſei vielleicht in dieſem Augenblicke ſchon todt. Eveline beſchwur Frau Oby bei der Barmherzigkeit Gottes, ſich ihrer zu erbarmen und ſie nicht zurückzulaſſen. Nehmen Sie mich mit, flehete ſie; laſſen Sie mich ihn noch einmal ſehen, ehe auch ich ſterbe. Weinend riß ſich ihre Freundin von ihr los und erinnerte ſie an den Ausſpruch des Arztes, daß ihr Anblick hinreichen würde, den ſchwachen Lebensfaden des Sterbenden ganz zu zerreißen. O mein Gott; mein

Gott!

Gott! betete Eveline, da ſich die Thür hinter Frau Oby ſchloß; es iſt nur zu wahr, daß meine Fehler jedes Band zwiſchen uns zerriſſen haben; er iſt mir für immer verloren; aber ich flehe ja auch nicht zu Dir, ihn für mich zu erhalten. Wenn er nur lebt, wenn er nur glücklich lebt —; gern will ich ja dann vergeſſen und beſtraft in Reue und Kummer dahin welken!

Dies Gebet, das erſte, welches Eveline in aller Inbrunſt des Glaubens eines reuigen und zerſchlagenen Herzens zu Gott empor ſandte, ward erhört, wenn gleich die Ungewißheit über Raiſachs Geneſung noch länger als drei Wochen dauerte.

An einem der gefährlichſten Tage dieſes Zeitraums ward Evelinens Prozeß entſchieden und — verloren. Waldau eilte zu ſeiner Tochter, um ſie zu tröſten; er fand ſie aber in würdevoller Faſſung. Das Bild eines einſamen, engbeſchränkten Lebens, ſagte ſie ihm, ſchreckt mich nicht mehr, und willig entſage ich einer

Welt, in der wieder aufzutreten ich mich doch nicht entſchließen könnte. Nur um Ihretwillen, liebſter Vater, ſchmerzt mich dieſer Verluſt, da die Irthümer und Fehler meines vergangenen Lebens mir die Hoffnung rauben, Sie durch meine Liebe und mein Betragen tröſten zu können. Walbau umarmte ſie zärtlich, und belebte durch ſeine Antwort in ihr jenes Selbſtvertrauen, deſſen die aufkeimende Tugend zu ihrem Gedeihen bedarf. Willig unterzog ſich auch Eveline allen Einſchränkungen und Entbehrungen, die die Veränderung ihrer Glücksumſtände jetzt nothwendig machte. Von allem Umgang abgeſchieden, lebte ſie von nun an in ſtiller Einſamkeit nur für ihren Vater, für die Freundſchaft ihrer vortrefflichen Oby und für die Ausbildung ihres Geiſtes. Ihre Liebe für Raiſach gab mehr und mehr ihrem Seyn und Thun eine beſtimmte Richtung, die auf jede ihrer Beſchäftigungen Einfluß gewann. Ohne ihr Talent für Muſik zu vernachläſſigen, ſuchte ſie doch vorzugsweiſe mit recht lebendigem Intereſſe ihr

bis jetzt vernachläſſigtes Talent für die Malerei, die Raiſach mit inniger Begeiſterung liebte und übte, auszubilden, und verrieth auch hier durch die außerordentlichen Fortſchritte, die ſie in kurzer Zeit machte, ihre Qual, ihre Liebe und die Hoffnung, den Geliebten, wie den Vater, mit ſich auszuſöhnen.

Während aber Reue, Schmerz und Liebe Evelinens Herz zu unvergänglicher Treue heiligten, vertilgte die Krankheit in Raiſachs Herzen eine Liebe, deren furchtbare Gewalt ihn dem Grabe ſo nahe gebracht hatte. Ein lange dauernder körperlicher Schmerz giebt der Vernunft zur Bekämpfung einer Leidenſchaft Waffen, wie ſie keine Philoſophie unſrer Gebrechlichkeit zu liefern vermag. Man kann für den Geliebten ſterben, wenn man ſich geliebt fühlt und das Opfer freiwillig iſt; aber wenn der Tod gegen unſern Wunſch kommt und der Schmerz einer unbelohnten oder verrathenen Liebe ihn uns zuführt: dann heilt ſeine Annäherung faſt immer die Wunden unſers Herzens, und nur

zu oft tritt dann an die Stelle der Leidenſchaft, die unſre Vernunft und unſer Leben bedrohete, eine entſchiedene Abneigung gegen den Gegenſtand derſelben. Raiſach konnte nicht haſſen; aber von ſeiner Liebe fühlte er ſich bei ſeiner Geneſung aus dem Grunde geheilt. Mit ſtiller Wonne gab er ſich nach ſo qualvoller Erſchütterung dem ſüßen Frieden eines klaren, mit ſich einigen, von Haß und Leidenſchaft gleich weit entfernten Gemüthes hin; und da die Kunſt ſo eine der gefährlichſten Nebenbuhlerinnen iſt, die die Frauen im Herzen eines ihr mit Liebe zugewandten Mannes haben können; ſo fand auch Raiſach, in der wiedergewonnenen Freiheit ihr ſein Daſein ungetheilt und unzerſtreut widmen zu können, Erſatz für das verfehlte und nun nicht mehr begehrte Glück von Evelinens Beſitz. Waldau war ihm aber theurer als je; Raiſach konnte nicht ohne die tiefſte Rührung all der Liebe und Treue gedenken, mit der er ſo viele Wochen lang in ſeiner Krankheit um ihn gelitten, und um ſeiner Pflege willen alle ſeine

Geſchäfte auf eine Art vernachläßigt hatte, die vielleicht vieles zum nachtheiligen Ausgang ſeines Prozeſſes beigetragen haben mochte. Um Evelinens Anblick deſto ſicherer zu vermeiden, ſuchte er in ſeiner ihm von der Krankheit noch zurückgebliebenen Schwäche einen Vorwand, ſich auf ſein Haus und die Freunde, die ſich darin um ihn verſammelten, zu beſchränken, und wandte die hiedurch gewonnene Muße zur Vollendung eines großen, für die nahe Kunſtausſtellung beſtimmten Gemäldes an.

Eveline begann zu ahnen, daß Raiſachs Geneſung zum Todesurtheil für das Glück ihres Lebens, für alle Hoffnungen ihres Herzens geworden war. Die Sehnſucht, Raiſach wieder zu ſehen, zehrte ſtill verborgen an der Blüthe ihrer Jugendſchönheit, und wenn ſie gleich nicht die Möglichkeit begriff, dies Wiederſehen ertragen zu können, ſo war ihr die Vergeſſenheit, die er zeigte, doch noch furchtbarer. Einſam mit ihrer Liebe und ihrem Gram, reihten ſich ihr die Tage zu Wochen, dieſe zu Monaten an

einander, ohne daß irgend ein Hoffnungsſtrahl die graue Einförmigkeit ihrer büßenden Ergebung in die harte Strafe ihrer ſchuldvollen Verblendung, tröſtend erheiterte; immer ſchwerer, aber auch immer geduldiger empfand ihr armes blutendes Herz den Druck hoffnungsloſer Liebe und unwiederbringlich verſcherzten Glückes. Frau Oby ſuchte ſie oft tröſtend zu ermuthigen, indem ſie ihr ſagte, Raiſach vermeide ſie nur deshalb ſo ſorgfältig, weil er ſie noch liebe und daher ihren Anblick fürchte. Sie glaubte dies wirklich, und auch in Evelinens Herzen regte ſich oft dieſer Gedanke. Waldau allein, der ſeinen Freund genau kannte, ſchmeichelte ſich keinen Augenblick mit der Hoffnung einer Wiederanknüpfung des zerriſſenen Verhältniſſes. Eine ſolche Schwäche hätte ihn an Raiſach nur befremden können, und der Verluſt ſeines Vermögens unterſagte es ihm bei ſeinem Zartgefühl, des Kummers ſeiner Tochter und der mit ihr vorgegangenen vortheilhaften Veränderung je auch nur mit einer Sylbe gegen Raiſach zu

erwähnen. Obgleich Eveline durch den Prozeß das Vermögen ihrer Tante, in ſofern dieſes von dem verſtorbenen Gatten derſelben herrührte, verloren hatte, ſo behielt ſie doch noch gültige Anſprüche an das eigne Vermögen derſelben. Waldau verglich ſich hierüber mit den Erben, und erhielt von ihnen eine Summe, deren Zinſen ihm und Evelinen ein beſchränktes, aber doch noch immer anſtändiges Auskommen zuſicherte. Bis jetzt wohnten Eveline und Frau Oby noch immer in Raiſachs Hauſe, das aber für ihre jetzige Lage zu groß und zu glänzend eingerichtet war. Waldau ſprach darüber mit Raiſach, der ihn aber bat, vor dem Monat Oktober nichts hierin zu ändern. Bei dieſer Gelegenheit erkundigte er ſich artig, aber gleichgültig, nach Evelinens Befinden, und als Waldau ihn mit unwillkürlich bewegter Stimme fragte, ob er ſich nicht entſchließen könne, ſie wieder zu ſehen, antwortete er leichthin und lächelnd: ja, einſt wenn ſie nicht mehr ſo hübſch iſt. — Sagen Sie ihm alſo, mein Vater, daß

ich ihn morgen erwarte, ſagte Eveline ſchmerzlich lächelnd, als ihr Vater ihr dies am Abend erzählte, und dieſer erſchrak, als er zu ihr aufblickte, vor ihrer Bläſſe und ſichtlichen Mattigkeit. Ohne Glauben an die lebenangreifende Tiefe ihres Schmerzes und ihrer Liebe wähnte er, nur die Einſamkeit und Einförmigkeit ihrer Lebensweiſe erzeuge dieſe trübe Stimmung und dieſe Bläſſe, und begann daher, um ſie aufzuheitern, von einigen kleinen Reiſen und andern Zerſtreuungen zu ſprechen, die er ihr zu verſchaffen gedenke; allein Eveline war zu ſchmerzlich ergriffen, zu qualvoll angeregt, um in dieſe Unterhaltung eingehen zu können; ſie brach plötzlich in Thränen aus und verließ eilig das Zimmer.

Sie betet ihn an! ſagte Frau Oby, ſie lebt nur in dem Andenken an ihn, und ihre Reue bricht ihr Herz. Wie glücklich würde ſich vielleicht Raiſach fühlen, wenn er nur ahnen könnte, wie er von ihr geliebt wird! — Nein, antwortete ihr Waldau, nach dem trüben Nachſinnen einiger

Minuten, er kann ihr nicht verzeihen, denn er liebt ſie nicht mehr. Auch traue ich Eveline die Fähigkeit nicht zu, ſo wahr und tief lieben zu können; ſie täuſcht ſich wahrſcheinlich nur ſelbſt, und die Veränderung unſrer Lebensweiſe giebt der Reue über ihr Betragen einen Anſtrich von Leidenſchaftlichkeit, den ſie mißverſteht. Das ſicherſte Mittel, ſie mit ſich ſelbſt zu verſtändigen, wäre es wahrſcheinlich, wenn ſie Gelegenheit erhielt, Raiſach einigemal zu ſehen, und ich werde ſuchen, dies zu bewerkſtelligen.

Es war in der Mitte des Septembers, als Waldau am folgenden Tage mit Raiſach von dem Eindruck ſprach, den das jetzt vollendete Gemälde auf der Ausſtellung machen würde, zugleich ſprach er ſein Bedauern aus, daß Eveline es nicht ſehen werde, da ſie nicht geneigt ſei, die öffentliche Ausſtellung zu beſuchen. Schlagen Sie ihr doch vor, ſagte Raiſach, es hier in meiner Wohnung zu ſehen; genehmigt ſie dies, ſo könnten wir ja heute Nachmittag die beiden Damen abholen, um es ihnen zu zeigen.

Schweigend und gerührt reichte Wäldau seinem Freunde die Hand und ging dann zu seiner Tochter, sie auf Raisachs Besuch vorzubereiten. Welche Nachricht für Evelinen! Furcht und Schrecken kämpften mit der Liebe und der Hoffnung in ihrem zagenden Herzen. Sie war schon gekleidet, als ihr Vater zu ihr kam, und es fiel ihr nicht ein, sich umkleiden zu wollen; nur einen Blick warf sie in den Spiegel, und dieser eine Blick kostete sie freilich einen Seufzer über den Verlust ihrer blühenden Jugendfrische; doch der Gedanke tröstete sie, daß Raisach in ihrer Blässe die Farbe der trauernden Liebe erkennen und es errathen würde, daß nur der Gram um ihn die Rosen dieser Wangen gebleicht hatte. Arme Eveline! Sie wußte noch nicht, daß ein Mann nur im Verhältniß des Interesses, das er für ein Weib empfindet, Scharfsinn in Enträthselung ihres Herzens zeigt, und daß der Tag, wo er aufhört zu lieben, ihn auch gegen den Schmerz verblindet, mit dem er geliebt wird! Endlich kam Raisach. Eveline

empfing ihn in demſelben Zimmer, in dem ſie vor ſechs Monaten ſein Herz ſo beleidigend mißhandelt hatte, — das ſah er, aber nicht ihre Bläſſe, ihre Augen voll Thränen, ihre Angſt, ihre Unruhe. Nach einigen alltäglichen Höflichkeiten ſprach man von dem Gemälde, und brach auf, es zu beſehen. Waldau bot Frau Oby den Arm; Raiſach war alſo gezwungen, Evelinen den ſeinigen zu reichen. Sie zitterte ſichtlich, als ſie ihn annahm, und dieſe Bemerkung electriſirte unwillkürlich ſein Herz; als er ſich aber in dieſem Augenblick der Thränen erinnerte, mit denen ihm einſt Eveline, ſeiner Anſicht nach, mit unwürdiger Falſchheit, das Geſtändniß ſeiner Liebe entlockt hatte, ſah er auch jetzt in dieſem Zeichen ihrer innerlichen Erſchütterung nur den abgenutzten Kunſtgriff einer verächtlichen Coquetterie, und bedurfte in dieſem für ihr Herz ſo bedeutenden Augenblick nur der Kraft, ſeine an Verachtung gränzende Nichtachtung zu bezwingen, die ſich doch unwillkürlich in ſeinen Blicken ſpiegelte. Zum Glück blieb der Ausdruck

derſelben von Evelinen unbemerkt, da ſie, ängſtlich bebend, ihr Auge nicht zu erheben vermochte; vielleicht wäre ſonſt dieſer Augenblick der ſchmerzlichſten Qual der letzte ihres Lebens geworden.

Unter den Künſtlern und Kunſtfreunden, die ſich an dieſem Tage verſammelt hatten, war auch der Graf Litta, ein junger Italiener, voll Geiſt und Leben, der in wenig Wochen zu ſeiner theils in Rom, theils in Neapel wohnenden Familie zurückkehren ſollte. Reiſen Sie mit mir, hat er Raiſach; Ihre Geſundheit bedarf des Wechſels des Klima's, und wo ſonſt, als in Rom, dieſer Heimath unſterblicher Erinnerungen, kann ein Genius, wie der Ihrige, ſich noch kräftigen, und für ſeine Flügel höhere Schwungkraft gewinnen. Laſſen Sie Sich von mir entführen, und zu all' den Genüſſen der Natur und der Kunſt, die Ihrer in meinem herrlichen Vaterlande warten, verſpreche ich Ihnen in meiner Familie auch noch die Freundſchaft von drei der anerkannt ſchönſten Frauen

Italiens. Schon früher hatte Raiſach den Plan zu einer Reiſe entworfen; er ließ ſich alſo jetzt leicht bereden, und die Abreiſe wurde auf den erſten Oktober angeſetzt. Raiſach führte Evelinen nach Hauſe, und verabredete mit ihrem Vater, daß ſie und Frau Oby dann ihre bisherige Wohnung verlaſſen und zu Waldau ziehen ſollten, deſſen Quartier nach Raiſachs Abreiſe für ihren jetzigen ſehr eingeſchränkten Haushalt groß genug war. Das von Ihnen bisher bewohnte Haus ſollte Waldau vermiethen, und wenn Raiſachs Aufenthalt in Italien ſich über ein Jahr verlängern ſollte, zu verkaufen ſuchen. Allen dieſen Verabredungen hörte Eveline mit einem bangen Schweigen zu, das ebenfalls von Raiſach falſch gedeutet wurde. Wenn er den Schmerz ihrer Seele in ihren Augen geleſen hätte, wenn ihr Mund nicht ſo einſylbige, geiſtloſe Antworten geſtammelt, ihr Betragen nicht ſo ohne Grazie — welchem Weibe bleibt dieſe im Unglück treu? — geweſen wäre: ſo würde ſein Gleichmuth dieſe von ihm lange gefürchtete

Probe nicht so glorreich bestanden haben, und er hätte sich wenigstens, als er sie verließ, nicht fragen können, wie es möglich sei, daß er sie in so thörigter Verblendung so abgöttisch geliebt habe.

Wenn aber das Verblühen von Reizen, die ihn ehmals entzückt hatten, Raisach den Sieg über die Macht der Erinnerung nur zu sehr erleichterte, so bemühte er sich nichts desto weniger, Evelinen in seiner Abwesenheit manche Bequemlichkeiten des Wohlstands zu sichern, den sie verloren hatte. Er ließ seinen Wagen und seine Pferde zurück, und bat Waldau, sich ihrer als der seinigen zu bedienen, da er sie nicht zu verkaufen, sondern bei seiner Rückkehr wieder vorzufinden wünsche. Waldau verweigerte die Annahme dieses Vorschlags. — Ich habe nicht gefürchtet, sagte Raisach mit einem Blick voll Seele, daß die Gewährung dieser Bitte bei meinem Freund Schwierigkeiten finden würde. Hat sich unser Verhältniß denn wirklich verändert, und würden Sie Ihrer Tochter, wenn

Sie heute ſtürben, einen andern Vormund, einen andern Freund wählen, als mich? Waldau umarmte Raiſach tief bewegt, und theilte ſeiner Tochter am Abend dieſe Unterredung mit, die ihm der Fortdauer von Raiſachs Antheil an Evelinens Schickſal zu verbürgen ſchien. Doch dieſe, von ihrer Eigenliebe geheilt, war weit entfernt, in Raiſachs Betragen eine zartere Beziehung auf ſich zu finden; aber es machte ihr nichts deſto weniger Vergnügen, künftig in ſeinem Wagen zu fahren, und darin einen Platz einzunehmen, der vielleicht lange der ſeinige geweſen war. So bedeutungslos als möglich bat ſie auch, daß Raiſach ihr einige von ſeinen Zeichnungen zum Kopiren zurücklaſſen möge; er ließ ihr nicht nur dieſe, ſondern auch ſeine Bibliothek und ſeine Muſikalien zurück, und bat Eveline, die künftig ſein Zimmer bewohnen ſollte, dies alles unter ihre Aufſicht zu nehmen.

Wieviel bittre, zerreiſſende Erinnerungen erwarteten ſie in dieſen Zimmern, die der Schauplatz von Raiſachs Leiden, von ſeinem

Kampf und ſeinem Sieg über ſeine Liebe gewe-ſen waren! Sie ſehnte ſich, Aug' und Herz an allen Spuren der Erinnerung eines Mannes zu weiden, den ſie nun, da er ſich kalt und gleich-gültig von ihr wandte, ſich ſelbſt zur Strafe und zum Schmerz mit ſo unendlicher Leiden-ſchaft liebte. Sie wünſchte ſeine Abreiſe; es ſchien ihr weniger hart, durch den Raum von ihm getrennt zu leben, als jetzt durch ſeinen Willen, und als nach einem von ihr ſelbſt ver-kürzten Abſchiedsbeſuche ſie endlich jenes ihr hei-lige Zimmer beziehen konnte, weihte ſie es mit Thränen des Entzückens und der Wehmuth. Dies Zimmer war ihr eine Welt; mit allem, was außer ſeinem Umkreis lag, war ſie durch keine Hoffnung, keinen Wunſch mehr verbunden. Sie unterſuchte alles, was er zurückgelaſſen hatte, mit der genaueſten Sorgfalt; doch ver-geblich ſuchte ſie unter ſeinen Zeichnungen nach ihrem eignen Bilde, ob ſie gleich wußte, daß er ſie mehrere Male gezeichnet hatte. Statt ihres eignen Bildes fand ſie in einem verborgnen

Aus-

Auszug des Schreibtiſches ſein eignes, was es dort vergeſſen hatte. Sie ward nicht müde, es zu kopiren, und ſich mit ihm bald wie mit ihrem Geliebten, bald mit ihrem Richter zu unterreden. Ihre zunehmende Kränklichkeit bot ihr einen willkommnen Vorwand, ſich ganz von der Welt abzuſondern: ſie verließ nur ungern dies Zimmer, wo alles ihr von dem Manne redete, den ſie vielleicht ſelbſt nie wiederſehn ſollte. Der Poſtenlauf war durch die Zeitbegebenheiten unterbrochen; Waldau hatte ſeit den fünf Monaten, da Raiſach Deutſchland verlaſſen hatte, nur drei Briefe von ihm erhalten. Sie enthielten ein intereſſantes Gemälde ſeines äuſſern Lebens, ohne ſeine innere Stimmung zu berühren; aber die Flüchtigkeit der nur beiläufig eingeſchalteten Empfehlung an beide Damen ſchmerzte Evelinen, und vielleicht giebt es auch kein verletzenderes Gefühl, als ſich von dem Weſen, das man einzig und ausſchließlich liebt, mit einem kalten, ſich über mehrere Gegenſtände in gleicher Freundlichkeit verbreitenden Wohl-

wollen behandelt zu ſehen. In jenen Briefen erkannte ſie Raiſach nicht, wie er für ſie in ſeinen Gemälden, ſeinen Lieblingsbüchern, ſeinen Zeichnungen und vorzüglich in den einzelnen Blättern lebte, die ſie, von ſeiner Hand beſchrieben, hie und da unter ſeinen Papieren fand. Eines Abends ſpät, als ſie ein Buch aus der Bibliothek nahm, fand ſie in demſelben ein ſo beſchriebnes Blatt. Die Zierlichkeit der Handſchrift verrieth das Vergnügen, mit dem es der Dichter Zug für Zug ins Reine geſchrieben hatte. Nie hat die Trunkenheit der heißeſten Leidenſchaft blühender und verführeriſcher gemalt, als in dieſem Gedicht, das Raiſach im Vorgefühl, Eveline bald ganz die ſeine zu nennen, ſich ſelbſt im Wonnetaumel berauſchenden Entzückens geſungen hatte. Und ſie — der hochgefeierte Gegenſtand dieſer trunknen Huldigung, deren Herzen, deren Sinn ſich jedes Wort derſelben mit Feuerglut einbrannte, empfand jetzt nur, daß Glück und Jugend ſie mit ſeiner Liebe verlaſſen hatten, daß nur noch in

ihrem Herzen, im Herzen der verlaßnen Geliebten dieſe Flamme, verzehrender noch wie ehmals in dem ſeinen loderte. Im leidenſchaftlichſten Schmerz ſank ſie auf denſelben Platz nieder, wo Ralſach ſie im Fieberwahnſinn einſt an ſein Herz gedrückt hatte, wie ſie jetzt das Teſtament ihrer Liebe und ihrer Verzweiflung an ihr Herz drückte. Sie küßte den Boden, der ihr noch von ſeinem Blut gefärbt ſchien; ſie kniete vor dem Schmerzenslager nieder, wo er um ſie den Todeskampf gekämpft hatte; ſie rief ihn zurück mit Tönen und mit einer Kraft, von der man hätte glauben können, alle Geſetze der Natur müßten ihr unterthan ſein. Vergebens! In der ganzen Natur war in dieſer mitternächtlichen Stunde kein Leben, kein Wiederhall. Sie war einſam mit ihrem Jammer, ihrer Verzweiflung. Evelinens Geſundheit erlag der Gewalt ihres Grams, und eine ſtille Verzehrung ihrer Lebenskraft führte ſie von Tag zu Tage ſichtlicher und ſchneller dem Grabe zu. Waldau ſah nur Ein Mittel, ſie zu retten: das, an

Raiſach die Liebe ſeiner Tochter zu geſtehen, und da vor dem Grame, mit dem er ſeine einzige, innig geliebte Tochter dem Grabe zuwanken ſah, jede andre Rückſicht verſtummte: ſo ſchrieb er an Raiſach — aber ach! in welchem Augenblick erhielt Raiſach dieſen Brief! Von allen Zauberbildern des Ruhms umgeben, berauſcht von ſüßer Schmeichelei, von dem magiſchen Einfluß des neapolitaniſchen Himmels beſiegt, widerſtand er nur noch ſchwach den Lokkungen, mit denen die blendend ſchöne Felicia Litta, die jugendlich blühende Gattin des alten Oheims ſeines Freundes, bei dem er mit dieſer wohnte, ſeine Sinne beſtürmte. Voll Begeiſterung für Schönheit, und, wie alle Dichter, geneigt, einen empfangenen Eindruck zu idealiſiren, feierte Raiſach ſie, die vielleicht unter den ſchönſten Frauen ihrer Zeit die ſchönſte war, in Liedern, die Felicies Eitelkeit entzückten, und ſie reizten, ihm mit immer ſchmeichelhaftrer Auszeichnung zu behandeln. Er malte ſie auch, und dies Gemälde ward ein Meiſterſtück und

verherrlichte mit Raiſachs Kunſt auch Felicies Schönheit. Die eitle, tief verdorbene Frau kannte nur Einen Preis, mit dem ſie Raiſach lohnen zu können glaubte. Seine Ehrfurcht für die Geſetze der Gaſtfreundſchaft, ihre beiderſeitigen Verhältniſſe und Raiſachs Grundſätze, ſtanden als Scheidewand zwiſchen ihnen; einer Leidenſchaft, die dieſe ſtürmiſch niederzureißen vermochte, war er nicht mehr fähig, und der Gräfin fehlte, trotz ihrer makelloſen Schönheit, doch jener namenloſe Zauber, der Eveline für ſein Herz ſo gefährlich gemacht hatte. Er war indeſſen unvermerkt mehr als artig gegen ſie geworden, und ſeine Galanterie gegen ſie gewann eine ſo hohe Lebendigkeit, daß Felicie ſie für den Ausdruck einer feurigen Leidenſchaft nahm; er ſah im Gegentheil in ihrem Betragen nur den Wiederſchein der ſüdlichen Glut, die ſich in dem Ausdruck freundlichen Wohlwollens abſpiegelte. Bei dieſer unrichtigen Deutung ihres gegenſeitigen Betragens waren ſie doch einverſtanden in dem Streben, ſich allent-

halben zu begegnen, und bald fand ſich Raiſach von der Gräfin in einem ſolchen Grad angezogen, ſo mit ihr und durch ſie faſt ausſchließlich beſchäftigt, daß es ihn auf ſich ſelbſt aufmerkſam machte. Wie wenig, dachte er, iſt doch unſrer Weisheit zu trauen! Allen Täuſchungen und ſüßen Schwärmereien der Liebe abgeſtorben, ſehe ich mich doch in ein Netz verſtrickt, deſſen unwürdige Schlingen zu zerreißen mir der Wille und mit ihm faſt auch die Kraft fehlt. — Welches Recht hatte ich, wenn ich bei völlig freiem Herzen, von den Bethörungen der Sinne und der Eitelkeit ſo fortgeriſſen werden kann, denn wohl, über die Unzuverläſſigkeit eines Weibes, eines Kindes zu zürnen? — Iſt denn in der weiblichen Natur die Eitelkeit nicht ein eben ſo mächtiges Princip, wie in der männlichen Organiſation die Sinnlichkeit? — Schön iſt Felicie freilich — und welch ein ſüß bethörender Zauber in den Blicken, in dem Lächeln, mit dem ſie mich vor allen, die ihr huldigen, auszeichnet! Und warum dieſe Auszeich-

nung? — An den Folgerungen, die ſeine Fantaſie ſich aus dieſem Warum zu ziehen vergönnte, ſcheiterte ſeine Feſtigkeit, ein magiſcher Zauber begann ihn einzulullen in verführeriſche Träume, und gerade in dieſem Augenblick ließ ihn Felicia zu ſich entbieten. Aber in dem Augenblick, wo Raiſach, aller ſeiner Grundſätze vergeſſend, im Begriff war, ihr zu ihren Füßen die Huldigung nicht ſeines Herzens, ſondern ſeiner berauſchten Fantaſie darzubringen, trat die Kammerfrau der Gräfin ein, und brachte ihm einen Brief, deſſen eiligſte Beſorgung aufs dringendſte empfohlen war. Raiſach erkannte Waldaus Handſchrift; er erbricht ihn, er lieſt und erblaßt — doch zögert er keinen Augenblick; er drückt die Hand der Gräfin an ſeine Lippen: Leben Sie wohl, gnädige Frau, und bedauren Sie einen Unglücklichen, den die heiligſte Pflicht zwingt, Sie und Ihr ſchönes Neapel noch heut zu verlaſſen. — So ſchnell, ſo gänzlich? fragte ſie erſtaunt; kann man nicht wenigſtens die Urſache erfahren? — Jede Stunde längern Verzugs würde

ein Verrath an die Freundſchaft ſein. — Und hält dieſe Sie nicht auch hier zurück? haben wir nicht auch Rechte auf Sie? — Die Tochter meines Freundes, die ich früher hoffnungslos liebte, ſtirbt, wie man glaubt, aus Gram um mich; ſie hat mit dem Frieden ihres Herzens ihre Geſundheit und ihre Jugendblüthe verloren; ihr Vater, mir der Theuerſte von allen meinen Freunden, iſt überzeugt, daß nur meine Zurückkunft ihr Leben retten kann.

Wir ſchweigen von dem Eindruck dieſer Worte auf die Gräfin und von der Folge dieſer Unterredung. Die Unwürdigkeit ihres Betragens verletzte Raiſach; er verließ ſie mit entſchiedener Nichtachtung, und ohne ſich ſtrenger zu beurtheilen, als die Männer in einem ſolchen Falle zu thun gewohnt ſind, beeilte er ſich, einen Aufenthalt zu verlaſſen, deſſen Erinnerungen ihm gegen Eveline die Schonung und Nachſicht zur Pflicht machten, deren er für ſich ſelbſt gewiſſermaßen bedürftig geworden war. Wie entſündigt ſtand jetzt Evelinens Bild vor

ihm! Sie, deren Herz Liebe und Reue brachen, während daß er .... Mit tiefer Rührung las er nun in Waldaus Brief, wie das einst von ihm so heiß geliebte Wesen jetzt traure und leide, und eilte ohne Rast ihrem Wohnort zu, so daß er ihn schon erreichte, als nach Waldaus Berechnung sein Brief noch nicht lange in Raisachs Händen sein konnte. Eveline wußte nichts von diesem Briefe. Von Gram und Hoffnungslosigkeit war sie nur noch der Schatten ihrer ehemaligen blühenden, reizenden Gestalt, und vergeblich war auch ihr Bemühen, die von ihr selbst gekannte Gefahr ihres Zustandes durch den Anschein ruhiger Ergebung, dem Vater und der Freundin zu verbergen. Die kranke Ermattung ihres Wesens, ihr schleichender, wankender Gang, ihr erloschnes Auge, und mehr wie alles dies, die Todtenfarbe ihres Gesichts machten es unmöglich, in ihr jene blühende Schönheit zu entdecken, deren Reiz noch vor achtzehn Monaten das Entzücken jedes sie erblickenden Auges war.

Eines Morgens, als Eveline gerade über den Vorſaal ſchlich, öffnete ſich die Thüre deſſelben; der Eintretende fragte nach Baron Waldau, ohne in der Befragten Eveline wieder zu erkennen. Es war Raiſach, deſſen unerwarteter Anblick ihr das Bewußtſein raubte. Sein Angſtruf zog Waldau und Frau Oby herbei, die Evelinen leblos und eiſig kalt in ſeinen Armen fanden. Lange wandte man vergeblich alle Mittel an, ſie wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Von Angſt, Schrecken und jener innigen Theilnahme, die eigentlich ſeinem Herzen nie fremd geworden war, tief erſchüttert, drückte Raiſach, vor Eveline knieend, ihre kalte Hand an ſein Herz, an ſeine Lippen, und Thränen füllten ſeine Augen beim Anblick dieſes ehemals ſo holden Weſens, auf deſſen Geſicht der Tod ſelbſt mit eiſernem Griffel die Spuren tiefer Erſchütterung und leidenſchaftlichen Schmerzes eingegraben zu haben ſchien.

Endlich ſchlug Eveline die Augen auf; ihr erſter Blick traf auf Raiſach, der, vor ihr nie-

dergeſunken, ſie umſchlungen hielt; aber der milde Friede ihres Blicks, und ihr ſanftes Lächeln verbürgten die Wohlthätigkeit dieſer Erſchütterung für ſie. Iſt es möglich, fragte ſie endlich, daß Sie mich nicht mehr haſſen, nicht mehr verachten? — Ich komme nur um Ihretwillen zurück, antwortete er ihr gerührt; ich werde Sie nie wieder verlaſſen, und zu unſerm Glück fehlt nichts als Ihre Geneſung. Eveline war ſo matt, daß ſie ihm nur mit einem Blick zu danken vermochte. Ein ſanfter Schlaf voll heitrer Träume folgte auf die Erſchütterung dieſes Auftritts. Von dieſem Tage an genas Eveline allmählig; ihre Herſtellung war indeſſen nicht das Werk einiger Wochen, und Raiſachs Gegenwart, eine ſorgfältig angeordnete Lebensweiſe und die liebevolle Aufmerkſamkeit und ſorgſame Pflege aller von ihr geliebten Menſchen konnten nur langſam ein Uebel bekämpfen, das ſo tief in ihrem Herzen gewurzelt, ſich ſchon in alle Zweige des Lebens verflochten hatte. Ihr Auge erhielt allmählig ſeine Klarheit

wieder und ein reines Lilienweiß trat an die Stelle der gelben Bläſſe, die ihre Züge bis zur Unkenntlichkeit entſtellt hatte; aber die Jugendfriſche, die zarte Fülle ihres Wuchſes und das heitre Leben ihrer Geſtalt erblüheten nicht wieder; ſie waren ein unwiederbringliches Opfer des Sturms geworden, der ſie getroffen.

Raiſachs Verhältniß zu Eveline ähnelte durchaus keinem, in dem er früher zu ihr geſtanden hatte; ſie war ihm jetzt ſehr theuer, und ſeine Freundſchaft für ſie das innigſte und wahrſte Gefühl ſeines Herzens; aber mit ihrer Schönheit war auch die Macht dieſer Schönheit über ihn verloren; der Zauber war für immer gelöſet: er liebte ſie nicht mehr! — Eveline fühlte, daß ſie jetzt von ihm geachtet und ihm wahrhaft lieb und theuer war, und mit der, durch ihre Liebe für ihn in ihr erweckten Tiefe und Kraft der Empfindung, erkannte ſie den vollen Werth ſeines Betragens gegen ſie. Wie wenig genügt aber Freundſchaft der Liebe — und ach! nie hatte Eveline ihn inniger geliebt, wie ſie

ihn jetzt liebte! Die Liebe verleiht ihren Geweihten eine eigne, jedem Fremden unverſtändliche Sprache, reicher, wie es irgend eine andre iſt, die man aber auch, ſobald man nicht mehr liebt, zu deuten verlernt, weil dann der Einklang zweier von der Liebe harmoniſch beſaiteten Herzen zerſtört iſt. Das noch liebende Gemüth ſtrebt dann vergebens darnach errathen, verſtanden zu werden, und die Gleichgültigkeit entzaubert ein Beiſammenſein, das einſt, von allen irdiſchen Anforderungen entbunden, mit reiner Seligkeit beglückte. Für ein zart empfindendes Weib giebt es keine qualvollere Pein, als die Angſt, eine Liebe zu verrathen, durch die ſie nicht mehr zu beglücken vermag; die Furcht, zu viel zu ſagen, zu viel zu verrathen. Der Schmerz, jeden Ausdruck des Gefühls durch das Wort Freundſchaft neutraliſiren zu müſſen, gaben auch Evelinens Betragen oft den Schein von Laune und Verſtimmung. Der Freund entſchuldigte und überſah das, ja er bemerkte es oft gar nicht, und dieſer nachſich-

tige Gleichmuth verletzte Evelinens Herz oft auf das schmerzlichste. Unwiderstehlich zu einem Mann hingezogen, den sie täglich mehr zu lieben und zu ehren Ursache fand,, bestürmt von Erinnerungen, deren Zauber jede Stunde, jede Minute ihres Zusammenseins auffrischte, kämpfte Eveline unaufhörlich zwischen Liebe und Schaam, Hoffnung und Verzweiflung. Zuweilen kam dann auch ein Sonnenblick seliger Täuschung, wo die Innigkeit und Zartheit von Nassachs Empfindung für sie die himmlischen, tief verborgnen Träume ihres Herzens wieder weckte, und Welt und Leben neu für sie erblühten. Aber das waren nur kurze Augenblicke süß bethörenden Wahns.

Nassach sowol als Waldau wünschten Eveline zu zerstreuen, bis die Jahrszeit eine Reise und den Genuß des Landlebens erlaubte, vor dem der Arzt ihre gänzliche Herstellung erwartete. Eveline ging in ihre Absicht ein, so eng begränzt auch die Welt war, in der sie, ihrer Neigung nach, zu leben gewünscht hätte. Nach

einer zweijährigen Abgeschiedenheit fand sie Genuß darin, von Raisach, als seine geachtete Freundin, in das gesellige Leben wieder eingeführt zu werden. Ihre Liebe zur Einsamkeit und ihre Kränklichkeit hielten sie von öffentlichen Vergnügungen und von zahlreichen Versammlungen entfernt, und es kostete Raisach Mühe, sie eines Tags zum Besuch eines von einem fremden berühmten Tonkünstler gegebnen Konzertes zu bereden. Dies war schon beinahe geendet, als ein Schwarm junger Männer durch das Geräusch ihres Eintritts die Aufmerksamkeit der Zuhörer störte, und die Blicke derselben auf sich zog. — Vergebens gebot man Stille; sie hörten nicht auf zu flüstern und zu lachen, und da der Zufall einige von ihnen nach der Seite geführt hatte, wo Eveline am Ende der Reihe saß, blickte auch sie endlich unmuthig auf, und erkannte Kinsky, der in diesem Augenblick seinen Nachbar anstieß, und ihn fragte: Kennst Du die da? — Ja wohl, das ist ja die kleine Waldau! — Was, dies Gespenst? — Ja, ja,

das iſt ſie. — Alle Teufel, wie hat die eingepackt! Man erräth ja gar nicht mehr, daß ſie einſt hübſch war. — Hatteſt Du ſie nicht auch einmal auf Deiner Liſte? — Still, man muß diskret ſein! — Ja, bei der lohnt ſich auch noch der Mühe, es zu ſein. Erſt der Tölpel von Schottländer, dann Du, dann Sievert, den ihr die Helden weggekapert hat, dann Raiſach, der ſie auch nicht mehr mag, und wer weiß, wer ſonſt noch all in kaum drei Jahren. Die hätt's weit bringen können, wenn ſie hübſch geblieben wäre! — Eveline, der keine Sylbe dieſes Geſprächs entging, war einer Ohnmacht nahe. Zu ihrem Glück endete das Konzert, und als Raiſach zu ihr trat, ſie wegzuführen, ſah ſie, wie er hinter einer Säule hervortrat, wo er gleichfalls ein Zuhörer dieſer Unterhaltung geweſen war. Kinsky, der ihn wahrſcheinlich bei ſeiner Kurzſichtigkeit nicht erkannte, erlaubte ſich jetzt, da Eveline an ſeinem Arm bei ihm vorüberging, einen Spaß über ſein ehmaliges Verhältniß zu ihr, der, wenn gleich ſeinem

Ge-

Gefährten nur halblaut zugeflüſtert, doch von Raiſach gehört wurde. Er legte Evelinens Hand in den Arm ihres Vaters, und lud Kinsky ein, ihn in ein Nebenzimmer zu begleiten, wo einige Worte zu der Verabredung hinreichten, ſich am folgenden Morgen an einem beſtimmten Ort zu treffen. Waldau hatte während dieſer Zeit ſeine Tochter nach Hauſe begleitet. Ihr Zuſtand war bedauernswerth. Dieſe erneute Strafe ihrer frühern Unbeſonnenheiten, die ſie durch ſo bittres Leid gebüßt zu haben meinte, die Furcht, in dieſen beleidigenden Aeußerungen zweier ſittenloſer Wüſtlinge das Echo der allgemeinen Meinung gehört zu haben, und noch mehr, die ihr furchtbare Nothwendigkeit, der Raiſach ſich unterzogen hatte, für *ihre* Ehre ſein Leben wagen zu müſſen, vereinigten ſich, ſie untröſtlich zu betrüben. Raiſach kam noch ſpät zu ihr, und ſeiner ruhigen Heiterkeit gelang es, ihre finſtre Beſorgniß aufzuhellen, da er den Vorfall mit einer Sicherheit und einem Gleichmuth behandelte, der die Furcht eines böſen Ausgangs zu

bannen vermochte. — Das Wetter iſt ſo ſchön, ſagte er, daß ich Sie auf morgen zu einer kleinen Reiſe einzuladen wage. Da ich es aber darauf abgeſehn habe, Sie ſämmtlich in aller Form Rechtens zu entführen, ſo dürfen Sie mich auch nicht fragen, wohin? ſich aber mit Ihrem Einpacken auf eine Abweſenheit von mehreren Wochen einrichten. Wollen Sie? Eveline lächelte ihm unter Thränen Ja zu, dem auch Waldau und Frau Oby beiſtimmten. Und dann, meine Freunde, fuhr Raiſach fort, noch Eine Probe Ihres Vertrauens! Setzen Sie Ihren Namen und Ihr Siegel unter dies Blatt, ohne es zu leſen. — Ohne es zu leſen? fragte Eveline bewegt. — Ohne es zu leſen, wiederholte Raiſach ſcherzend. Gewiß werden Sie dieſen Beweis Ihres Zutrauens dem treuen Freunde nicht verweigern?! In dem ſonderbar geſpannten Verhältniß, in dem Raiſach und Eveline zu einander ſtanden, mußte ihr zuweilen ſein jetziges Betragen als eine Prüfung erſcheinen, und leiſe dämmerte nun in ihr die Möglichkeit

auf; dies Blatt ſei vielleicht beſtimmt, dieſe zu enden. Thränen füllten ihr Auge, als ſie ſchweigend die Feder ergriff, es zu unterzeichnen. Ihr Vater folgte ihrem Beiſpiel. Raiſach ſiegelte dann das Blatt ein, und übergab es Eveline zur Verwährung, indem er ſie ſcheidend noch einmal daran erinnerte, morgen zu rechter Zeit fertig zu ſein, und ihn nicht warten zu laſſen.

Welch eine Nacht durchwachte Eveline im Kampf der ſtreitendſten Gefühle! Wie dehnten ſich ihr die Minuten des anbrechenden Morgens zu Stunden aus! An irgend einer dieſer hing vielleicht Raiſachs Leben. Ihre Angſt ward immer gröſer; doch früher ſchon, als ſie es zu hoffen wagte, ſah ſie Raiſach zu ſich eintreten. Ein neues Leben, eine ſchönere Zukunft ging vor ihrem entzückten Blick auf. Sie wagte nicht, ihre Augen auf Raiſach zu richten, als er ihrem Vater den Ausgang eines Zweikampfs erzählte, der dem ſchönen Kinsky eine, ſeine Eitelkeit kränkende, Erinnerung in einem Hieb über die

Wange zurückgelaſſen hatte. Aber ſie war glücklich, war es wieder zum erſten Mal nach ſo vielen durchweinten Stunden, und jeder Blick, jeder Zug verrieth die Beſeelung dieſer reinern Lebensſonne. Man ſtieg in den Wagen. — Nie war Raiſach unterhaltender, nie liebenswürdiger, nie geiſtreicher geweſen, als auf dieſer Reiſe, und wie ſich eine vom Regen niedergebeugte Blume allmählig wieder empor richtet, ſo erholte ſich Eveline ſichtlich, und die ſeligſte Ahndung durchblitzte immer mächtiger ihr Herz. Am Morgen des dritten Tages erklärte Raiſach, daß man heute das Ziel der Reiſe erreichen würde, und zog dann, um, wie er vorgab, Evelinen vor den Sonnenſtrahlen zu ſchützen, die Vorhänge des Reiſewagens nieder. Nur Frau Oby deutete ſich Evelinens Unruhe, und das Beben ihrer ängſtlich frohen Erwartung richtig, und da Raiſachs heitre Unbefangenheit und ſein Frohſinn ſie von der Selbſttäuſchung ihrer Hoffnung überzeugte, füllten ſich ihre Augen mit Thränen, die ſie vergeblich zu verbergen ſuchte. —

Woher dieſe Rührung, liebe Freundin? fragte Waldau. Sind Sie etwa in das Geheimniß der Ueberraſchung, die uns Raiſach bereitet, eingeweiht? — Nein, das bin ich nicht, antwortete ſie ernſt; aber ich liebe die Spannung ſchwankender Erwartungen nicht. Es thut ſo weh, ſich getäuſcht zu ſehen. — Gewiß, fügte Eveline bebend hinzu; es iſt etwas ſehr Aengſtliches um ſolche Prüfungen. — Raiſach erſchrak vor dem Sinn, der in dieſen Worten zu liegen ſchien, und ſchnellte, anſtatt zu antworten, den Vorhang des Vorderfenſters in die Höhe. Bekannte Gegenden lagen vor Evelinens Blick, und von dem wohlbekannten Hügel ſchaute Moorburg auf ſie hernieder. — O, wohin führen Sie uns! rief ſie innig bewegt. — Zurück nach Moorburg, zurück nach ihrem Eigenthum, Eveline! nach dem Wohnſitze, der Ihnen, wie ich weiß, vor allen andern theuer und lieb iſt. Raiſach, unterbrach ihn Waldau ernſt, Sie können unmöglich glauben — Hören Sie mich, unterbrach ihn Raiſach. Schon ſeit einigen

Monaten iſt Moorburg mein Eigenthum; und jene von Ihnen vor einigen Tagen unterſchriebene Akte iſt der Kaufkontrakt, der Eveline die Zurückgabe ihres Eigenthums ſichert, ohne daß dabei von irgend einer Verbindlichkeit die Rede iſt, deren Annahme der Freund dem Freunde verweigern dürfte. Ihr Gegner hat es unter der Hälfte des Werths in einem Zeitpunkt verſchleudert, wo der Mangel an baarem Gelde und der Indult den Ankauf der Güter ſehr erſchwerte. Ich konnte es erſtehen, da Sie, lieber Waldau, mich ſelbſt mit einem beträchtlichen Theil der dazu erforderlichen Kaufſumme verſehn hatten. Der Verkauf des Nebengutes, zu dem ſich vor kurzem eine günſtige Gelegenheit darbot, hat den noch rückſtändigen Theil des Kaufpreiſes vollends berichtigt, ſo daß Ihr Vermögen hinreicht, es ganz ſchuldenfrei zu übernehmen. Können Sie, Waldau, Sie, Eveline, mir nun das Glück verſagen wollen, mich als den von der Vorſehung erwählten Teſtamentsvollſtrecker ihrer edeln Tante anſehn, zu

dürfen? — Man näherte ſich dem Dorfe. Die Bewohner deſſelben, von der Rückkehr ihrer geliebten Herrſchaft unterrichtet, empfingen ſie am Eingang. Der Wagen hielt vor dem Schloſſe. Raiſach hob Evelinen heraus, und die Freude der Verſammelten, der Anblick ſo vieler wohlbekannter Gegenſtände beſchwichtigte wirklich in Evelinen auf einige Augenblicke die tiefe Aufregung ihrer ſchmerzlichſten Gefühle. Auch ſchien Raiſach ſich ſo glücklich zu fühlen! Er war ſo ſanft, ſo heiter bewegt, ihr Vater und ihre Freundin ſo froh gerührt, ſo verſenkt in die Freude dieſer Ueberraſchung! Beide hatten die verſtorbene Baronin ſehr geliebt, beide waren durch unvergeßliche Erinnerungen geknüpft, beide hatten es mit ſo bitterm Schmerz verlaſſen, beide ſich ſo oft, ſo wehmüthig dahin zurückgeſehnt — und nun waren ſie da, und es war Evelinens Eigenthum, für ſie von Raiſach erſtanden, für ſie von ihm eingerichtet; zwar nicht mit der ehemaligen Pracht, aber mit all' der zierlichen Einfachheit des Geſchmacks, der

zu gebildet war, als daß er mit dem Zweckmäßigen nicht auch das Schöne zu verbinden gewußt hätte. Eveline mußte sich selbst auf Minuten im Genuß dieses Glücks vergessen. Der Tag verging schnell; ein schöner Frühlingsabend lockte die Freunde in den Garten. Frau Oby blieb am Eingang eines Gehölzes ermüdet zurück, Waldau redete einen Bauer, dem sie begegneten, an, und blieb mit ihm stehn. Raisach führte Evelinen zu einem Sitz, der im Schatten einer herrlichen Eiche ihr einen Blick in die weite Ferne vergönnte, in die die Sonne wie in ein Feuermeer langsam versank. Er setzte sich neben sie, und entwarf ihr ein Bild ihres künftigen Lebens, wie er den größten Theil des Sommers mit ihr hier zu verleben und mit dem Winter, von ihr begleitet, in die Stadt zurückzukehren hoffe. — Ich sehe es ein, Raisach, unterbrach ihn Eveline, der heutige Tag hat mein Schicksal unwiderruflich entschieden. Sie lieben mich nicht mehr, Sie werden mich nie wieder lieben.

Auch über Ihr Herz hatte alſo verletzte Eigenliebe die Macht, Liebe zu tödten — Raiſach wollte ſie unterbrechen, aber ſie fuhr bewegt fort: Doch in dieſem entſcheidenden Augenblick, wo mich alle Bilder des Glücks, alle Täuſchungen der Hoffnungen verlaſſen, ſollen Sie wenigſtens erfahren, was ich gelitten habe, und was ein weibliches Herz zu ertragen vermag, wenn das Gewiſſen es zum ſchweigenden Verſinken in die Tiefe eines namenloſen Grams verdammt. Ja, Raiſach, fuhr ſie leidenſchaftlich fort, nur Sie allein habe ich von allen Männern geliebt, und ſeit dem unglücklichen Tage, an dem ich in ſtrafbarer Verblendung mein eignes Herz verkannte, und das Ihre von mir ſtieß, iſt mein ganzes Daſein nur eine lange Qual geweſen, erzeugt von Gewiſſensbiſſen, von Reue und hoffnungsloſer Liebe. Die Gefahr, die während Ihrer Krankheit Ihrem Leben drohte, war nicht meine furchtbarſte Qual, weil ich ſie nicht überlebt haben würde, und weil ich mich unter allen Schrecken des Todes,

allem Schauder des Entſetzens doch von Ihnen geliebt gefühlt hatte; aber während Ihrer Reiſe, während Ihres Aufenthalts in jenem Lande, wo alles Sie zerſtreute, alles mich Ihnen vollends entfremdete, wo ich Sie von den ſchönſten Frauen umgeben wußte, deren verhaßtes Bild mir immer neben dem Ihrigen vorſchwebte — haben Sie da nur eine Ahnung davon gehabt, zu welcher Folterqual mein Daſein geworden war? Giebt es noch einen Schmerz der Liebe, eine Pein der Eiferſucht, die ich nicht empfunden habe? Ihre Rückkehr gab mir das Leben wieder, Ihnen aber auch mit jedem Tage neue Rechte auf ein Herz, deſſen Kraft, Sie zu lieben, Vernunft und Tugend nur verſtärken konnten; und lebt nicht noch in mir die Erinnerung, wie der Beſitz meines Herzens einſt Ihr heißeſter Wunſch, Ihr höchſtes Glück war? Und berechtigte mich dies nicht zu der Hoffnung, Sie durch Liebe mit mir verſöhnen zu können? Jetzt ſehe ich es ein, es war ein Wahn; mein Schickſal iſt unwiderruflich entſchieden. Sie ſind zu

edel, um mich täuſchen zu wollen; auch würde Ihnen das nie gelingen, doch mit der Hoffnung, je mit Ihnen und dadurch auch mit mir ſelbſt wahrhaft verſöhnt werden zu können, iſt mir auch der Friede meines Lebens für immer verloren. —

Sie barg hier heiß weinend ihr Geſicht in ihre Hände, und ſank mit dem Kopf auf Karlſachs Schultern; er umfaßte ſie zärtlich und ſuchte bleich und erſchüttert nach Worten, die ſein Herz und ſeine Vernunft vereinigt zu billigen vermöchten. — Meine theure, meine geliebte Freundin, ſagte er endlich, ich beſchwöre Sie bei allem, was ich für Sie gelitten habe — verwunden Sie mein Herz nicht durch das Verkennen Ihrer Rechte über daſſelbe. Das Bewußtſein, mir einſt wehe gethan zu haben, führt Sie bei der Leidenſchaftlichkeit Ihres Willens irre; aber bald werden Sie einſehen, daß die Treue und der Werth unſerer Herzen uns jetzt in der Reinheit und Zärtlichkeit unſerer Freundſchaft ein edleres Glück ſichert, wie es

uns das Jugendfieber der Leidenſchaft je gewährt haben würde. Meine Selbſtkenntniß und ernſte Prüfung haben mich überzeugt, daß ich bei der Ungleichheit unſers Alters und unſers Karakters das Recht aufgeben mußte, Ihnen mit meinem Herzen meine Hand anbieten zu dürfen. Wen dem Verlangen, Ihnen zu gefallen, in jedem Augenblick unſers Beiſammenſeins beſeelt, habe ich mich Ihnen ſtets nur von der beſten Seite gezeigt, und darf auch hoffen, daß mein Karakter und meine Treue mich des Glückes werth machen, Ihr Freund zu ſein —; aber meine Eigenheiten, meine Launen, mein unartiges Auffahren, meine an Pedanterie gränzende Pünktlichkeit und Ordnungsliebe würden es mir immer unſäglich erſchweren, in einer nähern Verbindung dauernd glücklich zu ſein. Eveline, Sie müſſen es fühlen, daß Sie mir theurer ſind, als Alles auf der Welt, und daß Sie es in Ihrer Macht haben, mich für alle unſre frühern Irrthümer zu entſchädigen. Sollten wir denn nur dazu beſtimmt ſein, durch einander

unglücklich zu werden? — Meine Freundin, meine Schweſter, meine Eveline, muß ich das nicht ſein, ſobald Du nicht glücklich, nicht mit mir zufrieden biſt? und verdient mein Herz dieſen Lohn? — Seine Rührung beſiegte hier ſeine Faſſung, und Thränen fielen auf Evelinens Hand, die er an ſeine Lippen drückte. — Sie ſchwieg noch einige Minuten; dann hob ſie die Augen mit frommer Zuverſicht gen Himmel, und Ihren Freund ſanft anlächelnd, ſagte ſie: Nein, Raiſach, wir werden glücklich ſein, und Sie mit mir zufrieden! — In dieſem Augenblick kam ihr Vater wieder zu ihnen; ſie gab Raiſach zum Nachhauſegehn den Arm, und erhielt ſich den übrigen Theil des Abends in ſo ruhiger, heitrer Faſſung, daß ſo wenig ihr Vater als Frau Oby die Bedeutung ihrer Unterredung mit Raiſach errieth. Am andern Morgen verſicherte ſie, daß ſie ſich ungewöhnlich wohl fühle, und bat ihren Vater um die Erlaubniß, in Moorburg zu bleiben, wenn er zum Ordnen ihrer Angelegenheiten mit Raiſach nach der Stadt zu-

rückkehre. Beide beſtritten dieſen Entſchluß; allein Eveline beharrte auf ihm, und bat Raiſach, ihr für ihre Beſchäftigungen in dieſer Zeit einen Plan zu entwerfen, deſſen Befolgung die Stunden ihrer Muße zweckmäßig auszufüllen vermöge. — So zufrieden und ruhig Eveline indeß auch in allen ihren Aeußerungen und in ihrem ganzen Betragen erſchien, ſo bemerkte Raiſach doch, wie ſie von Tage zu Tage abgemeſſener und behutſamer in ihrem Betragen gegen ihn ward; ſie vermied jedes Beiſammenſein mit ihm allein, jede traulichere Unterredung mit ihm; ihre Augen ſanken zaghaft und beſchämt vor jedem ſeiner Blicke zu Boden: und all die ſüße Zwangloſigkeit ihrer vormaligen Traulichkeit war das Opfer ihres unglücklichen Geſtändniſſes geworden. Raiſach empfand dies tief und ſchmerzlich, da Evelinens Umgang und ihre Freundſchaft ihm zu ſeinem Glück unentbehrlich geworden waren. Er verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit für ſie, und ſah zugleich unruhig dem Augenblick entgegen, wo er ſich von ihr

entfernen und mit Waldau nach der Stadt zurückkehren ſollte. Ich muß Sie verlaſſen, ſagte er am Abend vor ſeiner Abreiſe zu ihr; doch mein innigſter Wunſch iſt, ſobald als möglich zu Ihnen zurück zu kommen. Darf ich das, meine Freundin? — Eveline hob die Augen im reinſten Glanz der Liebe zu ihm empor; doch mit zartem Erröthen wandte ſie ſich leiſe um, ihm verheißend, er ſolle an dieſem Abend noch Antwort auf ſeine Frage erhalten. Nach Tiſche ſandte ſie ihm folgenden Brief:

Ich habe mich ernſt geprüft, und gefunden, daß ich allem entſagen kann, nur nicht Ihrer Freundſchaft, Ihrer Achtung; um mich aber dieſer würdig erhalten zu können, müſſen wir uns nicht eher wieder ſehen, als bis ich Ihnen durch meinen wiedergewonnenen Frieden in meinem Betragen den Lohn Ihres Edelmuths zu verbürgen vermag. Sie haben mich mit meinem Schickſal verſöhnt, und nie, Raiſach, nie wird Eveline Sie wieder betrüben. — Verwunden Sie mich aber nicht

durch die Entſagung auf ein Glück, deſſen Sie vor ſo vielen andern Männern würdig ſind. Glauben Sie mir, Raiſach, daß ich ohne Schmerz und Bitterkeit Sie mit einem andern Mädchen verbunden ſehen werde, deſſen Tugenden meinem Geſchlecht in Ihrem Herzen die Achtung wieder gewinnen, die mein Betragen vielleicht untergraben hat. — Möge es ihr gelingen, Ihr Leben zu beglücken, und ich werde ſie dann lieben — ja, Raiſach, ich werde ſie wahrlich von Herzen lieben! — Leben Sie wohl, leben Sie recht wohl, Raiſach, und laſſen Sie uns morgen ſcheiden, ohne Abſchied von einander zu nehmen.

Ehe Raiſach am andern Morgen Moorburg verließ, ſchrieb er an Eveline:

Ich muß Ihnen antworten, muß es wiederholen, daß mein Leben ausſchließlich Ihnen und dem Streben geweiht iſt, Sie den Kummer vergeſſen zu machen, den ich Ihnen verurſacht habe! — und Sie werden ihn vergeſſen,

geſſen, Eveline, und bald dem Schickſal dan-
ken, daß es unſerm Verhältniß ſeine jetzige
Geſtalt gab. Die vielen kleinen Begebenhei-
ten des häuslichen Lebens führen zu häufige
Veranlaſſungen herbei, ſich gegenſeitig zu ver-
letzen, und bei der Bitterkeit eines ſolchen
ſich täglich und ſtündlich erneuernden Zuſam-
mentreffens beſteht keine Zartheit und Innig-
keit der Empfindung; ſondern nur das all-
tägliche Wohlwollen kalter Seelen. Ueberdruß,
Langeweile und Abgeſpanntheit ſind unver-
meidliche Folgen der Ehe; — wie kann man
ſich alſo entſchlieſſen, ihr das höchſte Glück des
Lebens, den ſüßeſten Zauber des Daſeins preis-
zugeben! — Wie unglücklich, Eveline, hätte
es mich gemacht, dieſe unvermeidliche Ertödt-
tung der Liebe einſt in Ihrem Herzen wahr-
zunehmen, und mich ſelbſt durch ſie ſtrafbar
zu fühlen, ſtatt daß jetzt mein Gefühl für Sie
von jeder Täuſchung, jeder vergänglichen Be-
gierde gereinigt, eben ſo rein als mächtig
und unvergänglich mein Herz füllt und be-

glückt. — Aber dies Herz, Eveline, das eigentlich nie aufgehört, das Ihre zu sein, kann auch keinem andern Weibe mehr angehören; das theuerste Streben meiner Seele wird es stets bleiben, Ihre Achtung für mich zu rechtfertigen. Ihnen, und nur Ihnen, wird Ihr Freund alles, was in sein innres und äußres Leben eingreift, mittheilen; Sie werden die einzige Vertraute aller seiner Gefühle und Ideen werden; in seinen Werken, seinen Dichtungen, in allem seinen Thun werden Sie nur Sich wieder finden! — Binnen Kurzem hoffe ich, Sie in die Welt zurückkehren zu sehen, glücklich, schön, allgemein geachtet. Ihr Herz ist so viel jünger, als das meine, Eveline; Sie werden viel liebenswürdigere Männer kennen lernen, als ich es bin. Sie werden geliebt werden, vielleicht wieder lieben; aber nie, Eveline, nie werden Sie im Leben einen Freund antreffen, wie Julius, Ihr Julius es Ihnen bis zum letzten Schlage seines treuen Herzens bleiben wird! —

Als Eveline nach einem dreijährigen einsamen Aufenthalt in Moorburg zuerst wieder in der Welt erschien, rechtfertigte die Aufnahme, die sie fand, Raisachs Vorhersagung. Sie ward freilich nie wieder so schön, wie sie es einst gewesen war; aber der Ausdruck ihres Gesichts und die sanfte Grazie ihrer Gestalt fesselten, wo sie ehmals nur blendeten. Dieser Reiz, verbunden mit der stillen Würde ihres Betragens, und mit ausgezeichneten Talenten, die sie in der Einsamkeit mit dem glücklichsten Erfolg ausgebildet hatte, sicherten ihr in der Gesellschaft einen ehrenvollen Platz, und gewannen ihr die auszeichnende Aufmerksamkeit manches Mannes; doch ihr Herz war durch den langen schmerzlichen Kampf zu ermattet, als daß es für einen neuen Eindruck empfänglich gewesen wäre. Raisach's Freundschaft blieb das Glück und der Stolz ihres Lebens, und die Gleichförmigkeit des Schicksals und der Verhältnisse zwischen ihr und dem Freund war ihr zu theuer, als daß sie nicht den Gedanken an eine andre Verbindung

für immer hätte aufgeben ſollen. Freundſchaft, Unabhängigkeit, Mildthätigkeit und Liebe zu Kunſt und Wiſſenſchaft begründeten von Jahr zu Jahr dauernder und feſter den Frieden ihres Lebens, das nun nach den Erſchütterungen einer vom Sturm der Leidenſchaft bewegten Jugend als ein ſanfter Ton leiſe in die Harmonie des Weltalls verklang.

II.

Cäcilie.

Eine Ehestandsgeschichte.

Mit ernſtbewölktem Blick ſtieg Cäcilie in den Wagen, zu dem ſie der Kanzleirath Boyſen führte, und der Kuß, den er zum Abſchied ſo bedeutend auf ihre Hand drückte, und der, bei der zum Sprichworte gewordenen Bedächtlichkeit des guten Kanzleiraths, allen Umſtehenden für eine officielle Erklärung ſeiner Abſichten auf jene Hand gelten mußte, machte ihr Auge noch trüber, ihr Herz noch ſchwerer. Deſto freundlicher nahm ihre Mutter Abſchied von Boyſen, der ihr in jeder Hinſicht als ein lieber und willkommener Schwiegerſohn erſchien. Cäcilie war ſechs und zwanzig Jahr alt, liebenswürdig ohne eigentlich hübſch zu ſein, geiſtvoll, häuslich und gut; dabei aber arm und ohne Ausſicht für die Zukunft, weil ſie, ohne eigenes Vermögen, mit

ihrer Mutter nur von einer Penſion lebte, die mit dem Tode der letztern aufhörte. Durch ſich ſelbſt eine zu bedeutende Erſcheinung, um in dem Kreiſe ihrer männlichen Bekannten unbemerkt bleiben zu können, war Cäcilie oft ausgezeichnet worden; doch die äußern Umſtände hatten nie ein ernſteres Verhältniß begünſtigt, und ſie war mit ſeltener Kraft dem Vorſatze treu geblieben, nie die Liebe und die Bewerbung eines Mannes gutzuheißen, oder auch nur zu dulden, der nicht in der Lage ſei, ihr ſeine Hand anbieten zu können. Keine Liebelei hatte je die Wahrheit ihres Gefühls entweiht und die Tiefe deſſelben abgeflacht, und ihr Beruhen auf der Würde ihres ſtillen Selbſtgefühls war zu edel und zu feſt, als daß ſie je die Gattin eines Mannes zu werden vermocht hätte, deſſen Karakter nicht Achtung gebot. Die Mutter ehrte das Herz der Tochter, und die Freiheit ihrer Wahl; doch war ſie voll banger, ſchmerzlicher Sorge für Cäciliens künftiges Schickſal, wenn ſie ſie ſich, nach ihrem Tode, unverſorgt und

hülflos dachte. Natürlich mußte ihr daher die Bekanntschaft des Kanzleiraths Boysen angenehm, und die Auszeichnung, mit der er ihre Tochter behandelte, um so willkommener sein, als er allgemein für einen rechtlichen, geachteten und dabei wohlhabenden Mann galt. Seit Jahren schon war er, wie man wußte, mit der Wahl einer Gattin beschäftigt; aber der ganze Mann war so diplomatisch, behutsam und förmlich, so ängstlich und mißtrauisch, daß er, der das Ganze seines Lebens, wie den unbedeutendsten, stündlich wiederkehrenden Vorfall des Tages, der Berechnung und der Vorschrift seiner Vernunft unterwarf, den Umgang mit jedem Hause, wo sich erwachsene Töchter befanden, mied, aus Furcht, man möge ihm eine solche Absicht unterlegen, und er könne, ehe er es wolle, sich von Schicklichkeit und Decorum so umsponnen sehen, daß er nicht, ohne sich dem Tadel und dem Gerede auszusetzen, wieder zurückzuschleichen vermöge. Diese Furcht hielt ihn immer in den Grenzen einer oberflächlichen Be-

kanntſchaft, bis ein Zufall ihn mit Cäcilien zuſammenführte. Er hatte ſie in ihrem ſechzehnten Jahre gekannt, und damals ſehr hübſch und liebenswürdig gefunden; allein er hatte beſchloſſen, nicht eher zu heirathen, als bis er das zu ſeiner häuslichen Einrichtung nöthige Geld von ſeiner Einnahme erübrigt haben würde, da ſein Vermögen ihm nicht hinreichend ſchien, dieſe ſtandesmäßig zu beſorgen, und er es für vernünftiger hielt, noch einige Jahre unverheirathet zu bleiben, als ſich der Gefahr auszuſetzen, mit ſeiner Frau auf einem andern als auf einem Mahagoniſopha ſitzen zu müſſen. Auch zog ihn für ſeine Grundſätze ſeine Neigung damals zu mächtig zu Cäcilien, da er entſchieden hatte, nur ſeine Vernunft dürfe ihn, unbeſtochen vom Herzen, in der Wahl einer Gattin leiten. Er vermied deshalb jedes Zuſammentreffen mit ihr, und da beide in Geſellſchaftszirkeln lebten, die ganz abgeſondert von einander waren, ſo hatten ſie ſich in den letztern Jahren nur ſelten geſehen und noch ſeltener

gesprochen. Boysen wußte — d. h. er hatte es gelesen — daß die Bildung des Mannes ohne Frauenumgang unvollendet bleibe, und da er nun einen großen Werth darauf setzte, gebildet zu erscheinen, und doch, aus dem schon angeführten Grunde ihrer Verfänglichkeit, die Annäherung an unverheirathete Frauenzimmer mied, so bemühete er sich um den Platz eines Hausfreundes in einigen töchterlosen Häusern, und erhielt ihn, ohne je die Eifersucht der Männer zu reizen, weil man es allgemein anerkannte, daß sich seine Ansprüche in solcher Eigenschaft auf ein sehr unverdächtiges Cicisbeat einschränkten. Das Hagestolzenwesen, das er nach und nach im Laufe der Jahre annahm, war mit seiner Selbstthümlichkeit zu übereinstimmend, um ihm drückend zu werden, und unfähig, in seiner vereinzelten Lebensweise etwas zu entbehren und sein Gemüth durch ihre Genüsse unbefriedigt zu fühlen, wäre es ihm völlig recht gewesen, sein Dasein so zu beschließen, wenn er es nicht für staatsbürgerliche Pflicht gehalten hätte,

ſich zu verheirathen. Durch das Zuſammentreffen verſchiedener Umſtände ward er belehrt, daß es Zeit werde, mit Ernſt an die Ausführung ſeines Entſchluſſes zu denken, als er zufällig in einer Geſellſchaft Cäcilien traf. Sie erſchien ihm an dieſem Tage ganz beſonders verſtändig und beſonnen, und da ihre Bildung, ihre Wirthſchaftlichkeit und ihr unbeſcholtener Ruf ihr, auch nach vergeſſener jugendlicher Zuneigung, ſeine Achtung erhalten hatten, ſo ſuchte er den Zutritt in ihrem Hauſe. Er ward, da er ihn erhalten hatte, bald täglicher Gaſt in demſelben, und war im Verlauf einiger Monate Cäciliens Verehrer in einer Sichtlichkeit, die nicht bloß allen ſeinen genauern Bekannten — Freunde hatte er nicht — ſondern auch dem Publikum für einen ſichern und zuverläſſigen Beweis ſeiner ernſtlichen Abſichten auf Cäciliens Hand galt.

Nie hätte ſich ſein Vorſatz deutlicher offenbart, als gerade an einem Tage, wo ſich eine zahlreiche Geſellſchaft zu einer Landpartie verei-

nigt hatte. Mit ungeduldiger Sehnsucht erwartete er, da er früher angekommen war, Cäcilien, und eilte ihrem Wagen entgegen. Ihr bot er beim Aussteigen den Arm, obgleich sowol ihre Mutter als noch andere verheirathete Frauen mit ihr gekommen waren; ihr Begleiter blieb er während des Spazierganges, ihr Nachbar bei Tische; und das alles mit einer so bedeutenden, sich selbst zur Schau ausstellenden Geflissentlichkeit, daß es dadurch bei ihm, dessen Stolz und Streben darauf gerichtet war, sich nie von einer Wallung des Gefühls zu einer unbedachten Aeußerung, zu einem nicht genau abgewogenen Worte hinreißen zu lassen, einen nur zu deutlich bestimmten Karakter annahm. Cäcilie selbst fühlte dies mit tiefem, wehmüthigem Ernst; ihr Sinn und Wesen hatten sich, wie es in ihren Jahren und in ihrer Lage auch nicht anders sein durfte, allmählig einer stillen und schmerzlosen Resignation zugewandt, und, da sie sich bestimmt glaubte, unverheirathet zu bleiben, war sie sich selbst in dem klar, was sie noch vom Leben

fordern dürfe und von ihm zu erwarten habe, um mit dem Leben und sich selbst im frommen Frieden eines schuldlosen Gemüths einig zu bleiben. Daher überraschte es sie nicht wenig, als ihr nun ganz unerwartet das Bild andrer Lebensverhältnisse so nahe gerückt wurde. Sie konnte es nur als eine ehrenvolle Auszeichnung empfinden, daß ein Mann, wie Boysen, sie wählte; aber eben diese Anerkennung seines moralischen Werthes machte ihren Zweifel, ob er mit ihr, sie mit ihm glücklich werden würde, so schmerzlich. Ihrer Mutter entging der Kampf in ihrem Gemüthe nicht, und wenn sie es aus Zartgefühl vermieden hatte, mit ihrer Tochter von Boysens Betragen gegen sie zu reden, so lange dieses nur die Möglichkeit einer ernsteren Annäherung verrieth: so glaubte sie sich doch nach den heutigen Ereignissen berechtigt, Cäcilien auf den Antrag vorzubereiten, von dem sie voraussah, daß er in den nächsten Tagen erfolgen würde.

Mit dem Ernſt und mit der rührenden, herzerſchütternden Innigkeit der Mutterliebe und Muttertreue beſchwor ſie Cäcilien, der Vernunft jetzt die erſte Stimme und ihr im Tode die Beruhigung zu gönnen, ſie unter dem Schutze eines achtungswerthen Mannes, geſichert gegen die Schreckniſſe der Vereinzelung und der Dürftigkeit, zurückzulaſſen. Mit ſanften Thränen küßte Cäcilie die Hände der geliebten Mutter — ach! dieſe ahnete nicht, daß die Sorge um ſie das Herz der Tochter im bitterſten Schmerze beängſtigte, da Cäcilie es ſchon ſeit einigen Tagen wußte, daß die Erſchöpfung aller Staatskaſſen die Auszahlung der Penſionen für das nächſte Jahr unmöglich machte, und die Dürftigkeit, deren Bild bei dem Blicke auf Cäciliens Zukunft das Mutterherz ſo beängſtigte, ſchon jetzt ihr beiderſeitiges, unvermeidliches Loos war, wenn ihre Verbindung mit Vorſen ſie nicht davor ſchützte. Vier Wochen ſpäter ſchrieb Cäcilie an eine ältere, von ihr verehrte Freundin folgenden Brief:

„Dieſes Blatt, theure Henriette, bringt Ihnen eine Nachricht, die Sie befremden wird, wie ſie mich noch oft befremdet, wenn mir gleich ſchon Wochen geworden ſind, mich mit ihr bekannt zu machen. Ich bin verlobt, Theuerſte, und möchte Ihnen das gerne mit der ernſten Ruhe ſchreiben, mit der ich mich, es zu denken, bemühe. Dieſe unerwartete Umänderung meines Schickſals iſt in meinen Jahren ſchon an und für ſich proſaiſch, und nun auch in dieſem Falle ſo proſaiſch herbeigeführt, daß ſich wenig davon erzählen laſſen wird. Und doch, Henriette, wünſchte ich dieſen Brief ſchon vollendet zu haben! Nicht ohne Urſache habe ich es geſcheut, ihn zu ſchreiben; ich bin ſonſt ſo feſt und heiter, und nun, da ich mich zu Ihnen wende, wird es mir ſo bange um das Herz, und ſo trübe vor den Augen. Gegen Sie war ich ſtets ſo offen; meine ganze Seele war immer ohne Rückhalt, ohne Falte, wenn ich mit Ihnen ſprach, und nun iſt es wohl zum Letztenmal,

daß

daß ich dies Glück eines unbedingten Vertrauens genieße, ja vielleicht iſt meine Offenheit jetzt ſchon Unrecht. Wenn ich mich künftig nicht glücklich fühle, iſt es ja meine Pflicht, Allen zu verbergen, daß ich's nicht bin. —

Mein Verlobter iſt der Canzleirath Boyſen; und in Hinſicht auf Stand und Einkommen das, was man eine gute Partie zu nennen pflegt. Er iſt ein gelehrter Juriſt, ein vortrefflicher Staatsbürger, ein allgemein wegen ſeines Fleißes, ſeiner Kenntniſſe und ſeiner ſtrengen Rechtlichkeit verehrter Richter. Ernſt, bedächtig und abgemeſſen im Reden, Denken und Thun, wie im Wollen und Empfinden, verletzt er gewiß keine Pflicht; ſeine Tugend, ſeine Moral, ſeine Grundſätze, Alles iſt bei ihm zur poſitiven Rechtslehre geworden, und er erſchien mir ſchon vor zehn Jahren, als ich ihn kennen lernte, wie der perſonifizirte kategoriſche Imperativ, von dem in jener Zeit unter den Gelehrten viel Redens war. Damals machte er mir den Hof —

damals ſtaunte ich ſo willig bewundernd ſeinen Geiſt, ſeinen Ernſt und den Ruf ſeiner Gelehrſamkeit an, die dem ſechs und zwanzigjährigen Mann — Jüngling iſt er nie geweſen — das Gewicht und das Anſehen eines bewährten und geachteten Staatsdieners geben; — damals hätte ich mich, ſo jung, ſo biegſam und ſo beſchränkt in meinen Lebensanſichten, durch ſeine Wahl hochgeehrt gefunden und mit recht herzlicher Freudigkeit und Hoffnung ihm meine Hand gereicht, und wie Vieles wäre denn auch anders als jetzt! Ich hätte ihn geliebt und er vielleicht mich auch — aber ſein Widerwille gegen poetiſch geſtimmte Frauenzimmer entfernte ihn wahrſcheinlich in jener Zeit von mir. — Jetzt, nach zehn Jahren, findet er mich verblüht, gealtert und erkältet wieder und bietet mir ſeine Hand, nicht weil er mich liebt — das muß ich ja fühlen und wiſſen — ſondern aus wahrer Hochachtung, und der in ihm tief begründeten Ueberzeugung, daß ich, als ſeine

Frau, meine Pflicht ſtrenge erfüllen werde. — Liebe Henriette, welch eine zum Erfrieren vernünftige Ehe wird das werden! Weiß ich doch jetzt ſchon als Braut beſtimmt, was mir vom erſten bis zum letzten Tage derſelben vergönnt ſeyn wird zu thun und von meinen Gedanken und Empfindungen zu äußern! Iſt doch unſre ganze Lebensweiſe im Voraus ſo feſt geregelt, daß ſie keinen Einfluß von Geiſt und Herz auf den Mechanismus ihres Triebwerkes geſtattet! — Ich verkenne das Gute einer ſolchen wie von Töpferhand abgezirkelten Form des häuslichen Lebens nicht, wo der Vorſchrift Alles unterworfen und der Neigung, und der Freiheit ſelbſtthümlicher Entwickelung gar kein Spielraum vergönnt iſt; aber ich frage mich doch noch zuweilen mit ſtiller Wehmuth: darf denn nur der Mann ſein Leben zum Kunſtwerke adeln, und muß das Weib ſich durchaus darauf beſchränken, das ſeinige wie ein zunftmäßiges Handwerk zu treiben? — Schelten Sie mich nicht,

Henriette; ich fühle, wie Ihnen der Ton, in dem ich ſpreche, mißfallen muß; aber wüßten Sie es ganz, wie ich dieſe Verbindung anſehe, Sie wären doch mit mir zufrieden. Boyſen ſoll glücklich werden, ſich glücklich fühlen, und in mir ganz die Frau nach ſeinem Sinne finden; das habe ich mir mit der ganzen Kraft meines Willens gelobt und ich ſetze mein Leben an dies Gelübde. Ich kann dabei vergehen, aber gewiß nie dieſem Vorſatz untreu werden, und wie könnte ich mich ſelbſt achten, wenn ich ohne die Sicherheit eines ſolchen Entſchluſſes die Hand dieſes Mannes angenommen hätte? Daß ich es aber bei dieſer, zu jeder Selbſtverleugnung entſchloſſenen Reſignation wehmüthig empfinde, daß ich, um Boyſen glücklich zu machen, ſo wenig meines Herzens, als der beſten und eigenthümlichſten Eigenſchaften meines Gemüths bedürfen werde — welche Moral kann mir das verbieten?

Sie werden fragen, warum ich denn ſeine

Hand angenommen habe, und ich antworte Ihnen, weil ich mich wahrhaft durch den Beruf geehrt finde, in dem achtungswerthen Staatsbürger den Menſchen zu beglücken, und dadurch in ihm das rein Menſchliche zu bewahren — weil ich unverheirathet mein Leben wohl höher an Glück, aber nie ſo hoch an treuer, Gott wohlgefälliger Pflichtübung hätte ausbringen können, und weil dieſe Verbindung meiner Mutter ein ſorgenfreies Alter ſichert. Dieſe wird künftig bei uns wohnen, und Boyſens Karakter gewährt mir die Sicherheit, daß er ein guter Sohn gegen ſie ſein wird. So ruht denn ein ſchöner Segen auf dieſer Entſcheidung meines Schickſals — er wird nicht unerfüllt bleiben. Geben Sie mir auch den Ihrigen, und die Freundſchaft meiner Henriette verhülle ſanft und heilend die wunden Stellen meines Herzens."

Cäcilie.

Cäciliens Verbindung verzögerte ſich noch um einige Monate, weil Boyſen, im Auftrag

ſeiner Regierung, eine Reiſe machen mußte. In dieſen Zeitraum traf der Durchmarſch einiger engliſchen Regimenter durch ihren Wohnort, die, in Stralſund gelandet, jetzt durch die nördlichen Provinzen Deutſchlands nach Holland zogen. Auch in Cäciliens Wohnung ward Quartier für einen Major und einen Lieutenant angeſagt. Es war ein trüber regnichter Novembertag, als ſpät am Abend die angekündigten Gäſte vor das Haus angeſprengt kamen. Cäcilie ging ihnen entgegen und hörte ſich, zu ihrer Freude, mit einigen gebrochenen deutſchen Worten angeredet, welche die Bitte enthielten, den Damen des Hauſes ſeine Aufwartung machen zu dürfen, ſobald der Sprecher vom General zurückkomme, der ihn zu ſich beordert habe. Dieſe Worte wurden flüchtig geſprochen, flüchtig beantwortet, und Cäcilie wandte ſich um, ihrem Mädchen zur Aufnahme der Bedienten noch einen Auftrag zu geben, als jetzt, da ſie in das Zimmer zurücktreten wollte, ein dem Anſchein nach zehn bis eilfjähriger Knabe, in vol-

lem militäriſchen Anzug, mit der Grenadier-mütze und dem Gewehr über der Schulter vor ihr ſtand, und ſittig grüßend, in ſehr geläufigem Deutſch fragte, wo er denn bleiben ſolle? Gehören Sie auch zu den Dienern des Majors? fragte ſie — Ich, ich bin Officier, antwortete der Kleine erröthend, und hier iſt mein Billet. O mein Herr Lieutenant, ſagte Cäcilie lächelnd, verzeihen Sie meinen Irrthum und treten Sie hier herein. Sie öffnete das Zimmer und ſtellte den kleinen blühend hübſchen Gaſt ihrer Mutter vor, die bald erfragte, er heiße James Scott, ſei ein Sohn des Majors, und mache den Feldzug als Freiwilliger mit. Der Thee wurde gebracht, und James fühlte ſich in der erſten Viertelſtunde ſehr erfreut, wie zu Hauſe. Cäcilie hörte ſeinen Erzählungen mit Vergnügen zu, da ſie ſein Vaterland — er war ein Schotte, in Argyle geboren — liebte, und der aufblitzende Muth des Knaben und ſein Nationalſtolz ihn auch wirklich in einem Alter, das man ſonſt, derb aber wahr, die Bengeljahre zu

nennen pflegt, zu einer intereſſanten Erſcheinung machten. Cäcilie ſprach von der engliſchen Armee, die ſich damals in Spanien unſterblichen Ruhm erwarb. So müſſen Sie nicht ſagen, Miß, ſagte er ihr, unwillig erröthend. Es giebt ſo wenig eine engliſche Armee, als eine ſchottiſche, ſondern nur eine brittiſche, zu deren ausgezeichneteſten Regimentern das unſrige gehört. Sie haben doch, fuhr er, wieder freundlich werdend, fort, von unſerm groſſen Feldherrn Wellington reden hören? — Wer hätte das nicht! — Und auch von der Schlacht bei Vittoria? — Ja wohl; aber ich höre doch ſehr gern davon reden, erzählen Sie uns nur recht ausführlich, wie es dabei herging. — Er begann nun die Taſſen und das Theezeug auf dem Tiſche zu ordnen, um ihr die Stellung der Armeen zu verdeutlichen, und erzählte dann, wie Wellington, der das Regiment, worunter er (James) jetzt diene, beſonders liebe, es auch in jener Schlacht auf den entſcheidenden Punkt zur Unterſtützung herbeizuführen, beordert habe.

Der Ton des Knaben ward immer ernſter, ſein Blick feuriger, ſeine Farbe lebhafter, und wie er nun an das Ende des Kampfes kam, es ſchilderte, wie tapfer ſein Regiment ſich gehalten habe, und mit den Worten ſchloß: Siebzehn Officiere von unſerm Regiment lagen todt auf dem Wahlplatz, und nur viere blieben unverwundet; aber wir hatten auch Victori, — da füllten ſich ſeine Augen mit Thränen, und Cäciliens Blick ruhte mit inniger Rührung und achtungsvoller Liebe auf ihm, als ſich die Thüre öffnete, und ſein Vater, der Major Scott, hereintrat. Der ſeelenvolle Ausdruck ihrer Züge in dieſem Augenblick, dieſe Verklärung liebevoller Theilnahme, mit der ihr Auge auf ſeinem Sohn ruhte, machten einen tiefen Eindruck auf ihn, den die frohe Kindlichkeit, mit der ſich James, bei der Freundlichkeit beider Frauen, ſchon ganz zwanglos und einheimiſch in ihrer Wohnung fühlte, noch verſtärkte.

Major Scott war in ſeiner äußern Erſcheinung groß und edel geſtaltet, und aus ſeinen

dunkelblauen Augen ſtrahlte mit dem Heldenmuth des Kriegers zugleich die Reinheit ſeiner ſchönen Seele in der Klarheit eines ganz unbewölkten milden Feuerblicks. Ein Hochländer von Geburt, hatte er auf ſeinen Feldzügen in Oſtindien, Irland und Holland keine Gelegenheit verſäumt, ſeine Kenntniſſe zu erweitern. Der Anblick großer Naturſcenen hatte ſeinen angebornen poetiſchen Sinn entwickelt und geläutert, und die Entfernung von dem bunt verflochtenen Treiben unſrer Weltklugheit ſeinem Karakter das Gepräge einer ganz unbeſchreiblichen Einfachheit und Treuherzigkeit, ſeinem Herzen eine noch ſeltnere Wahrheit und Güte erhalten. Was Cäcilien in ihm beſonders anziehend erſchien, war ſeine Leidenſchaft für des Vaterlandes Ruhm, des Vaterlandes Glorie! Wie funkelte ſein Auge, wie hob ſich ſeine Bruſt, wie raſch ſprach er, wenn es Britanniens Verherrlichung und den Preis ſeiner Konſtitution galt! Dieſer freie Sohn eines freien Landes wurde für Cäcilien in der Wärme ſeiner Begei-

ferung, in der Tiefe und der Poeſie ſeines Gemüthes, und dem ſonſt wehmüthigen und ſtillen Anklang der Liebe und des Kummers, der ſo rührend in ihm anſprach, zu einer ganz neuen Erſcheinung, die mit allen Bildern ihres bisherigen Lebens in keinem Zuſammenhang ſtand. Nie hatte ſie ſich ſo angenehm unterhalten gefühlt, nie war ſie ſelbſt mittheilender und liebenswürdiger geweſen, als an dieſem Abend.

Das Regiment hatte in dieſer Stadt einen Raſttag, und ſo blieb denn noch der ganze folgende Tag einer Unterhaltung gewidmet, die mit jeder Stunde an Reiz und Gehalt gewann. Man ſah es Scott an, wie glücklich er ſich in dieſer Umgebung fühlte, und eben ſo wenig verhehlte er den Eindruck, den Cäcilie auf ihn machte, und der ſich wie ein reines, inniges Wohlwollen und Gefallen an ihrem Sein und Weſen, wie eine herzliche Freude an ihrer Unterhaltung ausſprach. Am Abend dieſes zweiten Tages riefen häusliche Geſchäfte die Mutter ab;

Cäcilie blieb mit Scott allein, und er erzählte ihr aus seinem früheren Leben, und nannte ihr den Namen seiner vor einigen Jahren verstorbenen, von ihm innig geliebten Frau, welcher der Gram der langen Trennung von ihm das Herz schon gebrochen hatte, als er nach vieljähriger Abwesenheit zu ihr zurückkam. James war sein ältester Sohn; die Geburt des zweiten kostete der von Gram und Kummer ermatteten Mutter das Leben. Seit ihrem Tode lebte Scott ganz einsam. — Sein Regiment bekam wenig Monate nachher Befehl, sich von neuem einzuschiffen, und da es ihn unmöglich dünkte, sich von dem Schmerzenskinde, dem jüngsten Sohn, zu trennen, so ließ er diesen entwöhnen und nahm ihn mit. Den Krieger, den Mann, den Vater schreckte nicht das Bild der mühsamen, unermüdeten Sorgfalt, die die Pflege eines so kleinen Kindes erforderte, und Gottes Segen lohnte diese seltene Vatertreue; der kleine Edward wuchs blühend und kräftig heran, zur Freude Aller, die ihn sahen. Jetzt aber, da

das Regiment den Befehl erhielt, ſich nach Deutſchland einzuſchiffen, einem Lande, das Scott ganz fremd war, und deſſen Sprache er nicht verſtand, drang Alles in ihn, Edward in England zurückzulaſſen. Er gehorchte dem Zureden ſeiner Freunde und der Vernunft, und nahm dafür James mit ſich. Edward blieb bei ſeiner Großmutter, deren Zärtlichkeit und Sorgſamkeit Scott kannte; allein vier Wochen nach ſeiner Ankunft in Stralſund erhielt er die Nachricht von dem Tode des blühenden Kindes. Ein Fall von der Treppe hatte es getödtet.

Das Weſen, dem man ſolche Schmerzen vertraut, vor dem man ſolche Thränen vergießt, wie Cäcilie ſie während dieſer Erzählung in Scotts Augen ſah, hört auf uns fremd zu ſein, und iſt es eigentlich wohl nie geweſen, da nur der Zug einer geheimen innern Verwandtſchaft ein ſolches Vertrauen zu erzeugen vermag. Scott und Cäcilie wenigſtens fühlten es ſeit dieſer Unterredung, daß ſie ſich beide unvergeßlich geworden waren.

Ercett ſprach nur wenig deutſch, da er erſt ſeit wenigen Monaten in Deutſchland war, und nicht in ſo ununterbrochenem und vielfachem Verkehr mit den Einwohnern gelebt hatte, als James, der in Stralſund die Schule beſucht und ſich die fremde Sprache mit der leichten Faſſungsgabe ſeines Alters angeeignet hatte. Eben ſo gebrochen ſprach Cäcilie engliſch; doch eben dieſe Unvollſtändigkeit der wirklichen Mittheilung ward ihrer Unterhaltung zum neuen Reiz, da ja das, was nicht geſagt und doch verſtanden und beantwortet wird, immer das Beſte in jeder Unterhaltung iſt. Am andern Morgen mußte man ſcheiden. Alle waren bewegt. Scott ſprach die Hoffnung aus, in der nächſten Provinz mehrere Wochen mit dem Regiment weilen zu dürfen, und bat um Erlaubniß, dann zum Beſuch wiederzukommen. — Es iſt zu weit, lieber Major, antwortete ihm Cäcilie, und unſre hieſigen Wege im Winter ſo ſchlecht, daß wir es uns wahrlich nicht erlauben dürfen, auf die Erfüllung dieſes Verſprechens zu

rechnen. — Weit, Miß, wenn ich wieder hier kommen soll? dreißig Meilen ja nur, und ich die wol in einem Tag reiten will, um Sie zu sehen, und bis dahin ich alle Tage deutsch lernen, viel lernen will, um mit Ihnen viel sprechen zu können; ich Ihnen jetzt nicht so sagen kann, wie ich meine hier; — er legte die Hand auf sein Herz — aber Cäcilie war zu sehr daran gewöhnt, den Ausdruck des Gefühls durch Wortformeln entstellt zu sehen, als daß er ihr jetzt in seiner einfachen Wahrheit, in der Tiefe seiner Bedeutung hätte offenbar werden sollen. Sie entließ ihn mit freundlicher, achtungsvoller Theilnahme, und sprach nach seiner Abreise noch oft und gern von ihm mit ihrer Mutter, die es gleichfalls mit wohlwollender Rührung anerkannte, wie einfach gut und unbeschreiblich wahr und herzlich sich ihnen der Fremdling gezeigt habe.

Nach wenig Tagen kam ein Brief von ihm, den Cäcilie beantwortete, und dem bald mehrere folgten, die sie, durch die Schnelligkeit

ſeiner Fortſchritte in Erlernung unſrer Sprache, in Erſtaunen ſetzten. Der Inhalt derſelben war aber durch ſeinen geiſtigen Gehalt ſo anziehend, daß, ohne irgend eine geheimere Beziehung, ſich das Intereſſe dieſes Briefwechſels daraus erklären ließ.

Scott kannte die Literatur ſeines Vaterlandes ſehr genau und umfaſſend; er ſelbſt war ein von den Britten geſchätzter Dichter, und dabei voll der regſten Werthſchätzung und des lebendigſten Sinnes für die Nationalität der deutſchen Literatur, mit der er ſich zu befreunden ſtrebte, und ſich dazu Cäciliens Rath und Anweiſung erbat. Boyſen, der einige Wochen ſpäter zurückkam, las Scott's Briefe, und da er ſie als eine Sprachübung nützlich für Cäcilien hielt, hieß er dieſen Briefwechſel nicht allein gut, ſondern ermunterte ſeine Braut ſelbſt zur Fortſetzung deſſelben. Wenige begreifen es aber vielleicht, wie ſich aus den Schriftzügen dieſer Briefe ein unſichtbares, geheimnißvolles Band webte, das zwei für einander geſchaffene Herzen unauf-

unauflöslich mit einander verband. Im täglichen Leben und der täglichen Unterhaltung sind die Veranlassungen zu solchen Gesprächen, in denen sich die eigenthümliche Richtung des Gemüths und des Sinnes offenbart, immer nur selten, und man lernt oft in Monaten solches Zusammenseins sich doch nur oberflächlich kennen. Allein bei der schriftlichen Mittheilung seiner Ideen und Empfindungen ist das ganz anders, und die Weltlichkeit der Bildung reicht wohl für die Unterhaltung, aber gewiß für keinen Briefwechsel hin, aus dessen Schriftzeichen sich oft wie ein feiner Duft die klarste geistige Anschauung entwickelt.

Einige Wochen später war Cäcilie bei einer Freundin zum Besuch, als ihre Mutter ihr sagen ließ, eilig zu Hause zu kommen. Es überraschte sie nicht wenig, als sie bei ihrem Eintritt in das Zimmer Scott erblickte, dessen Besuch sie so wenig mehr erwartet als eigentlich auch gewünscht hatte; doch jetzt, da sie es sah, wie glücklich er sich fühlte, sie wieder zu

ſehen, that ihr ſeine Freude wohl und rührte ſie durch die einfache Herzlichkeit ihrer Aeußerung. Der Thee wurde gebracht, und mit unverkennbarem Behagen nahm der Major ſeinen alten Platz neben der lieben, ehrwürdigen Mutter, Cäcilien gegenüber, wieder ein. Boyſen war den Abend in eine Männergeſellſchaft eingeladen, und man war alſo ganz allein. Sie können es nicht glauben, ſagte Scott bewegt, wie glücklich es mich gemacht hat, wieder zu Ihnen zu kommen! Ich habe vor Freude in den zwei lezten Nächten nicht geſchlafen, immer, immer habe ich an Sie gedacht! — Cäcilie fühlte ſich durch dieſe Worte wehmüthig bewegt. Es vereinte ſich ſo vieles, ihnen Eingang in ihr Herz zu verſchaffen; ſie waren ſich ſeit ihrer Trennung ſo viel bekannter, und wie ſie nun wohl fühlte, auch lieber geworden, und ſie las es nun mit ſo himmliſcher Gewißheit in dem herrlichen Blick ſeines ſeelenvollen Auges, wie er ihr nur ſein wahrſtes Gefühl ohne irgend eine Uebertreibung oder irgend einen Zuſatz von

Galanterie ausſpreche. Auch hatte ſie nie eine Schmeichelei, nie eine Aeußerung von ihm über ihre Geſtalt gehört; jetzt aber, wo er, ihr gegenüber ſitzend, ſie mit ſo frohem Vertrauen, mit ſo vor inniger Freude leuchtenden Blicken anſah, fiel das Geſpräch auf eine wegen der Schönheit ihrer Augen in England berühmte Dichterin (Mrſ Opie). Liebſte Miß, ſagte er, ſo ſchöne Augen, wie Sie, hat ſie doch nicht. Wenn ich noch ſo betrübt wäre und Sie mich anſähen, freundlich und gut, wie Sie immer ſind, ich würde es hier fühlen — er legte die Hand auf ſein Herz — und Troſt haben. Dann wünſchte ich, antwortete Cäcilie, Ihnen ſtets, wenn Sie ein Leiden trifft, tröſtend erſcheinen zu können. Sie ſind auch immer bei mir, fiel er ihr bewegt ein, wo ich auch bin, was ich auch thue, ich denke immer an Sie und ſehe Ihre Augen vor mir. Sein Ausdruck war dabei ſo einfach, daß dieſe Aeußerungen Cäcilien nicht verwirren konnten, ſondern ſowohl von

ihr als von ihrer Mutter eben ſo unbefangen aufgenommen, als von ihm geſagt wurden.

Cäcilie blieb nach Tiſche zufällig mit ihm allein. Sie lobte ihn wegen ſeiner Fortſchritte in der deutſchen Sprache, und er holte ſich triumphirend ein Buch, ihr daraus vorzuleſen. Sie mußte, da er ſich neben ſie ſetzte, mit einſehen, um den Worten, die er las, folgen zu können, und wer es ſich je verſucht hat, mit Jemand aus einem Buche zu leſen, der weiß auch um alle die kleinen damit verbundenen Umſtände, die, wie es fällt, bald Konvenienzen, bald Inkonvenienzen genannt werden können. Scott las langſam, doch ohne Anſtoß und ſo richtig, daß man fühlte, er verſtehe, was er leſe, und Cäcilie lobte ihn verdientermaßen; nun kam aber ein langes, ſchweres Wort — zweifelnd und fragend blickte er zu ihr auf; ſie belächelte ſeine augenblickliche Verlegenheit muthwillig; aber dieſem Lächeln und dem Augenblick ſelbſt wich ſeine ſonſtige eben ſo zarte, als ehrerbietige Scheu, er bog ſich ſchnell zu ihr über und küßte ihre

Wange. Cäcilie erröthete, und war troz ihrer ſechs und zwanzig Jahre ängſtlich verlegen; doch ſchnell ſich ſammelnd, ſagte ſie ihm ernſt gebietend, wenn gleich bange vor ſich niederblickend: Leſen Sie weiter. Gehorſam ſah er wieder ins Buch, aber zu leſen vermochte er nicht. Er ſtotterte einige Worte unrichtig her, dann aber ſtieß er das Buch von ſich, und Cäciliens beide Hände faſſend, fragte er haſtig ängſtlich: Um Gott, theuerſte Miß, ſind Sie mir böſe? bin ich denn ſehr unartig geweſen? ich ſelbſt nicht weiß, aber ich konnte nicht anders — ach, liebſte Miß, könnte ich Ihnen doch ſagen, wie lieb, wie ſehr und viel lieb ich Sie habe? — Er drückte ihre Hände an ſein Herz, und da ſie, zu überraſcht und zu bewegt, nicht zu antworten vermochte, fuhr er fort: viel und anders lieb, als Alles in der Welt, lieber als meinen Sohn, lieber als meine Mutter, lieber als Alles, Alles. Ich nie ein andres Frauenzimmer ſo lieb gehabt, und das gleich, und ach Gott! ſo ſehr, ſo ſehr! Und nun ſind Sie mir böſe! —

Hier begegnete Cäciliens Blick dem ſeinigen, aber ſie ſchlug ihr Auge, leiſe erröthend, ſchnell nieder. Ich bin nicht mehr böſe, ſagte ſie ihm. Ach, liebſte, liebſte Miß, hub er ſtockend und bewegt an, wenn ich Sie etwas fragen dürfte, aber Sie mir auch vergeben und freundlich bleiben wollen? — Fragen Sie, antwortete Cäcilie, ein ſo braver Mann, wie Sie, kann nichts fragen, was ich nicht beantworten dürfte. — O mein Gott! ſagte er innig, warum kann ich nicht ſagen, wie ich wollte; aber gewiß, mein Herz iſt treu und wahr, in meinem Herzen iſt kein Falſch und es wird Sie lieben, bis ich todt bin — Cäcilie, könnten Sie mich wohl lieb gewinnen? Können Sie, wollen Sie meine Frau werden?

Cäcilie erblaßte; ein ſtummer, aber gewaltiger Schmerz bemächtigte ſich ihrer Seele und ihres Lebens, und zwei ſchwere, ſchwere Thränen rollten langſam über ihre Wangen. Mit unbeſchreiblicher Wehmuth hob ſie ihr Auge zu ihm auf. Ich glaube, ſagte ſie ihm leiſe und

langſam, daß ich Sie in andern Verhältniſſen ſehr lieb hätte gewinnen können; aber ich bin Braut. —

Das Wort wand ſich ſchwer und gepreßt aus ihrer Bruſt, und als habe ſich ihre Kraft erſchöpft, es auszuſprechen, ſenkte ſie ihr bleiches Geſicht auf ihre Hände nieder. Auch ward ihr erſt in dieſem Augenblick die öde Freudenloſigkeit ihrer Zukunft recht anſchaulich. Boyſen liebte ſie nicht; das wußte, das fühlte ſie, und welches Weib kann ohne die ſchmerzlichſte, ohne die herzzerreißendſte Reſignation auf immer von der Hoffnung, geliebt zu werden, von dem Glück, ſelbſt zu lieben, ſcheiden! — Und Cäcil iens Herz war nicht erſchöpft, nicht abgeſtorben; Scotts Werth und ſeine Liebe hatten in dieſem Herzen eine Fülle des Lebens, ein Bedürfniß des Glückes geweckt, wie ſie es früher nie empfunden hatte.

Braut! wiederholte Scott dumpf und ſchmerzlich, ach, das iſt ja unwiderrufliche Entſcheidung!

Als ſolche ſind wir verpflichtet ſie zu ehren, mein Freund, ſagte Cäcilie, und darum laſſen Sie uns durch kein Wort mehr unſer Gefühl da noch tiefer ergründen, wo der Wille und das Leben der Pflicht unwiderruflich zu eigen gegeben ſind.

Scott ſtand tief erſchüttert auf. Sie haben Recht, Miß, aber was mich dies Wort auszuſprechen koſtet, errathen Sie nicht. Kein Ausdruck meiner Liebe ſoll Sie je wieder verletzen, doch mein Herz bleibt Ihnen eigen, ſo lange es ſchlägt. Denken Sie zuweilen an mich, und Gott mache Sie ſo glücklich, als Sie es zu ſein verdienen.

Er hielt ſich und Cäcilien Wort. Am andern Morgen ſchon ſchied er, und nur die Bläſſe ſeines Geſichts, nur der trübe Ernſt ſeines Blickes verriethen ſeinen Schmerz und ſeinen Kampf. Auch Cäcilie bewährte in der Minute ihres Abſchieds die Kraft ihres Karakters — allein die Hoffnungsloſigkeit ihrer Zukunft

ſtand von Beiden tief empfunden, wenn gleich nicht ausgeſprochen.

Scott ſchrieb nicht wieder, und nur aus den Zeitungen erfuhr ſie nach einigen Wochen, daß ſein Regiment Befehl erhalten habe, nach den Niederlanden aufzubrechen. Die ſtille Trauer ihres Herzens und ihr Kampf wurden nur von dem treuen Mutterherzen errathen, von ihrem Verlobten durchaus nicht beachtet, da er, ohne Sinn für jede innigere, auf Vertrauen und Wahlverwandtſchaft gegründete, Verbindung, ſeine Forderung an ſeine künftige Gattin allein auf die äußere Form ihres Betragens, Gefälligkeit, Nachgiebigkeit und eine gewiſſe, aus dem Gefühl der Abhängigkeit und Unterwürfigkeit entſpringende, Achtſamkeit beſchränkte, ſo wie ſeine Erwartungen vom häuslichen Glück auf einen Zuſatz von Bequemlichkeit in ſeiner Lebensweiſe und eine größere Sparſamkeit in Führung des Haushalts.

Cäciliens Hochzeitstag näherte ſich jetzt, und ſie ſah ihm mit demſelben Gefühl entgegen, mit

dem sie als Nonne vielleicht dem Tage ihrer Einkleidung entgegen gesehen hätte. Sie blieb freilich in der Welt, aber ein heiliges Gelübde und ernste Pflichten trennten sie doch nun auch von ihrem bisherigen Leben, von ihrer Jugend und der Fülle des eigenen Herzens. Sie konnte und durfte sich ja keine Gespräche auf ein von Boysens Neigungen und Gewohnheiten unabhängiges Dasein vorbehalten; sie mußte ja geloben, nur für den Gatten, nur nach seinen Ansichten und Wünschen leben zu wollen, und fest war ihr Entschluß, die übernommene Verpflichtung treu und mit der strengsten Gewissenhaftigkeit zu erfüllen. Ach, sie ahnete nicht, welche schmerzhafte Prüfung das Schicksal ihr noch vorbehalten hatte. Am Morgen ihres Hochzeitstages erhielt sie die Nachricht, Scott sei bei dem mörderischen nächtlichen Ueberfall von B. gefallen. Geheime Verständnisse in der belagerten Festung öffneten den Engländern ihre Thore; Verrath schloß sie hinter ihnen. In der engen Straße eingekeilt, vor und hinter

ſich einen überlegenen Feind, blieb den beiden ſo eingeſchloſſenen Regimentern nur die Wahl zwiſchen Gefangenſchaft und Tod. Sie wählten den letztern. Scott fiel an der Seite des Generals G., der ſein Freund war, und ihn nur um wenig Minuten überlebte. Der ** ſche Geſandte hatte in der Nacht einen Eilboten mit dieſer Nachricht erhalten, und da er oft in Cäciliens Haus kam, und zu den geladenen Hochzeitsgäſten gehörte, brachte er am Morgen der Braut einen ſchönen, zum Schmuck dieſes Tages für ſie beſtimmten Blumenſtrauß, und theilte bei dieſer Veranlaſſung den ausführlichen Bericht jenes Vorfalls, als die Neuigkeit des Tages, mit.

Hüte ſich doch ja jeder ſorgfältig vor dem Wahn, das Härteſte, was ihn treffen kann, ſchon erlebt, das Herbſte ſchon beſiegt zu haben! Das Schickſal hat eine furchtbare Gewalt dieſen Wahn zu beſtrafen, und faſt nie bleibt ſie von ihm ungenutzt. Der Menſch kann entſetzlich viel tragen und Gräßliches überſtehen,

und höchſt ſelten nur ſind ſolche Prüfungsſtunden, in denen wir wahrhaft das Maß unſerer Kraft zu ergründen lernen. Auch Cäcilie hatte am Morgen jenes Tages, wo Scott von ihr ſchied, gewähnt, mit dem Leben fertig zu ſein, und ihren ſchwerſten Kampf mit demſelben gekämpft zu haben, und ach! der Schmerz jenes Morgens war Wonne gegen den, mit dem ſie jetzt ringen, und ihn vor aller Augen verbergen mußte. Doch auch ſie bewies, daß das Weib, trotz ſeiner Schwäche, durch ſeine Kraft im Dulden den Heldenmuth des Mannes zu erreichen vermag. Sie vermochte es an dieſem verhängnißvollen Tage, ihre äußere Faſſung zu bewahren, und die tiefe gewaltige Bebung, in der ihr Herz unter dem Drucke ihres unendlichen Schmerzes aufzuckte, blieb nur von Gott geſehener Jammer. Gräßlich war für ſie der Augenblick, wo ſie mit Boyſen an den Altar trat, und der geliebte Schatten bleich, blutend, unbeweglich vor ihr ſtand. — Die geheimnißvollſte Macht der Liebe und des Herzens zog ſie

vom Leben ab zu ihm in sein Grab; aber sie bezwang sich und ihre Fantasie — doch litt sie mehr, als die Erinnerung jener Tage aufzubewahren vermochte.

Boysen war zu sehr Freund des Herkömmlichen und Gebräuchlichen, als daß er nicht hätte wünschen sollen, seine Verbindung durch eine lange Reihe von Familienschmäusen gefeiert zu sehen; und so verstrichen die ersten vierzehn Tage, ohne daß sie ihm und Cäcilien eine Stunde häuslicher Einsamkeit gebracht hätten. Der gewaltige Zwang und die peinliche Anstrengung, womit sich Cäcilie diesem Geräusch hingab, erschöpften ihre Kraft, und sie fühlte sich oft bis zur Ohnmacht ermattet. Sie war in einem immerwährenden fieberhaften Zustande, der ihr, vorzüglich gegen Abend, eine erhöhete Lebhaftigkeit der Farbe und der Sprache gab, die es ihr möglich machte, Alle über ihre wahre Stimmung zu täuschen. Eines Morgens war sie bei einer Freundin, — der Frau des Kommandanten der Stadt, in der sie lebte — zum

Beſuch, als ſie einen Offizier in der Uniform des ſchottiſchen Regiments, in dem Scott gedient hatte, in das Haus treten ſah. Dieſer Anblick erſchütterte ſie namenlos. Sie wünſchte ſehnlichſt nähere Nachrichten von Scotts Tode und von dem Schickſal ſeines Sohnes, und ließ den Offizier bitten, nach Beendigung ſeines Geſchäfts hinauf zu kommen, weil eine Dame ihn zu ſprechen wünſche. Sie vermochte es über ſich, ihn, mit dem ſie ſich allein gelaſſen ſah, mit ruhiger Faſſung zu empfangen und durch eine Frage nach dem Schickſal der Generalin G., deren Gatte an Scotts Seite gefallen war, ein Geſpräch über die nähern Umſtände jenes Gefechts einzuleiten. Der Officier beantwortete ihre Fragen eben ſo geſittet als umſtändlich, und nannte ihr nicht nur die Zahl, ſondern auch die Namen der gebliebenen Officiere. — Und der Major Scott? fragte ſie. — Sein Sohn, ein hoffnungsvoller Knabe, iſt geblieben; allein er ſelbſt ward ſchwer verwundet gefangen genommen, iſt aber jetzt ſchon auſſer Gefahr, ausge-

wechſelt, und wird gleich nach ſeiner Geneſung nach Spanien zu der Armee des Feldmarſchalls Wellington gehen. — Der Eindruck dieſer Worte auf Cäcilie iſt ein Geheimniß, unausſprechlich, wie das Räthſel des Daſeins ſelbſt. All der Muth, all die Kraft, die ſie für den Schmerz gehabt hatte, verließ ſie in dieſem Augenblicke. Mit hochſchlagendem Herzen, zitternd und fliegend ſank ſie auf ihre Knie nieder, und ihre Thränen ergoſſen ſich ſo unverſiegbar, als wölle ſich ihr ganzes Leben in ihnen auflöſen. — Mit edler, feinſinniger Zartheit wußte der Fremdling das Vertrauen zu ehren, das er der Gewalt dieſes Augenblickes über ſie zu danken hatte. Er war Scotts Freund, und die Schwermuth, die auf dieſem ſeit einigen Monaten als düſtrer Ernſt laſtete, ward ihm nun durch Cäciliens leidenſchaftlichen Antheil erklärt. Unaufgefordert theilte er ihr daher jetzt auch bis in die kleinſten Einzelnheiten Alles mit, was ſie in Beziehung auf Scotts Schickſal zu intereſſiren vermochte.

Alle leidenſchaftlichen Empfindungen der menſchlichen Seele verlieren ſich in eine Tiefe, die unſer Blick nicht zu ergründen vermag. Welcher Menſch z. B. hat ſich nicht irgend einmal in ſeinem Leben gefreuet, und doch wie Wenige, Wenige haben je an ſich und andern die ängſtigende Macht dieſes Gefühls über das menſchliche Gemüth erfahren, wenn es wie ein verzehrender Blitz unſer ganzes Weſen durch und durch, bis in ſeine tiefſte Innerlichkeit, durchdringt! Eine ſolche Freude iſt ein himmliſches Gefühl, aber wahrlich kein frohes, und gewiß das Lebenangreifendſte, was es giebt. Man fühlt es, daß ſie ein Fremdling hienieden und unſere körperliche Organiſation keinesweges darauf eingerichtet iſt, ihren Bebungen und Erſchütterungen widerſtehen zu können. Nur im Kummer, nur im hoffnungloſeſten Gram bewährt ſich die Elaſtizität unſers Weſens — die Saiten, die über unſer Gemüth geſpannt ſind, erſchlafft der Schmerz nur, aber die Freude ſprengt ſie entzwei.

Am Abend dieſes Tages lag Cäcilie an einer Bruſtentzündung gefährlich krank darnieder. Die ganz unbeſchreibliche Heftigkeit, mit der die Krankheit plötzlich ausbrach, machte ihren Zuſtand faſt hoffnungslos, und ſie war acht und vierzig Stunden in drohender Gefahr; doch eben ſo ſchnell und dem Arzt unerwartet begann und vollendete ſich ihre Geneſung, ſo daß ſie nach wenigen Tagen ſchon ihre Wirthſchaft ſelbſt übernehmen und ſich mit der Ordnung ihres häuslichen Lebens befreunden konnte.

Denn Ordnung, Ordnung hieß das Prinzip, das Voyſen, als die höchſte praktiſche Nützlichkeit, zum Triebwerk ſeines ganzen Daſeins erwählt hatte, voll des entſchiedenſten Widerwillens gegen Alles, was die Gleichmäßigkeit und die Einförmigkeit eines nach der Uhr abgetheilten Lebens zu unterbrechen vermochte. Die ſchönſte Mondnacht, der laueſte Sommerabend voll Nachtigallgeſang und Blumenduft hätten es nicht vermocht, ihn bei ſich ſelbſt zu entſchuldigen, wenn er ihnen zu Liebe zehn

Minuten ſpäter, als mit dem ein für allemal feſtgeſetzten Glockenſchlage, zu Bette gegangen wäre. Sein Leben war daher auch nur ein Skelett des Lebens, da er alles Anmuthige, alles Schöne, alles Freie in demſelben für unnütz hielt, und für alle Gefühle, alle Empfindungen, für den ganzen innern Reichthum des Herzens nur Ein Maß, nämlich das eines ſtrengen Imperativs der Brauchbarkeit für das thätige Leben, kannte. Was nicht völlig in dieſes Maß paßte, war ihm vom Uebel, und wäre es die Frucht der erhabenſten und edelſten Begeiſterung, der liebevollſten Aufopferung geweſen. Alle geiſtigen Fähigkeiten, die ihm fehlten, hielt er für Krankheit, und er kannte durchaus keine Vernunftmäßigkeit der Anſichten, wenn dieſe von den ſeinigen verſchieden waren.

Dabei war er ein arbeitſamer, redlicher, gelehrter Mann, dem kein Zweifel einkam, daß Cäcilie ſich mit ihm glücklich fühlen müſſe, da er von den Anſprüchen, die Geiſt und Herz an das Leben machen, keinen Begriff hatte, und

von der Gewalt des Mannes und der Unterwürfigkeit der Frau, als Rechtsverhältniß beider, zu fest überzeugt war, um nicht Cäciliens Gefügigkeit in seinen Willen vorauszusetzen. Er sagte ihr, ohne irgend eine Rücksicht auf sie selbst zu verrathen, wie er es mit der Einrichtung ihres Hausstandes und ihrer Lebensweise gehalten wissen wolle; welche Summe sie wöchentlich zur Führung der Wirthschaft erhalten werde, und in welcher Art er wünsche, daß sie ihm von der Verwendung derselben Rechnung ablege, und da er sich als Hagestolz in das Eingehen von hundert Kleinigkeiten gewöhnt hatte, die sonst dem Manne fremd bleiben, weil sie nicht nur klein, sondern auch kleinlich sind, so erstreckten sich seine Verfügungen so ins Einzelne, daß Cäcilie als Frau sich dadurch in ihrem angewiesenen Wirkungskreise peinlich beengt fühlte. Da sie sich aber in allen Anordnungen ganz nach seinen Wünschen fügte, und mit der strengsten Pünktlichkeit über die Erfüllung derselben wachte, pries er sie als ein Muster der

Frauen, und ohne irgend etwas in ihrem Betragen als Gattin zu vermiſſen, ohne irgend einen unbefriedigten Wunſch von ſeiner Seite, hatte er auch keine Ahnung davon, daß irgend ein Wunſch ihres Herzens, irgend ein Bedürfniß ihres Geiſtes über die enge Beſchränkung eines ſolchen Lebens hinausreichen, und ihr ganzes Daſein auf freudenloſe Reſignazion gegründet ſein könne.

Und doch war dies der Fall. Sie war zu weiblich, um nicht mit Herz, Seele und Gemüth die Abhängigkeit des Weibes anzuerkennen und als Naturbeſtimmung zu ehren; aber ihr hatte die rohe Tirannei, mit der die mehrſten Männer das Recht des Stärkern und Gebietenden in der Ehe geltend machen, von jeher eine bange Furcht vor Frauenſchickſal und Frauenpflicht eingeflößt. Und welches denkende und gefühlvolle weibliche Weſen muß dieſe nicht auch empfinden? — ſind unſre Reize und ſelbſt unſre Tugenden bei den einmal beſtehenden bürgerlichen Verhältniſſen, in der Ehe mehr, als Mittel

einer Sklavin, um die Härte des Gebieters zu entwaffnen? Wir haben ja vor dem Geſetz und der Meinung keinen Schutz gegen Mißhandlung; unſre ganze Beſtimmung iſt es ja, ſtumm zu dulden und zu tragen, dahingegen der Mann, der ſein Weib mißhandelt, immer noch geachtet und geehrt vor der Welt daſtehen kann, und es auf ſein äußeres Leben faſt nie Einfluß hat, ob er ein treues weibliches Herz bricht oder nicht. Darum kümmert ſich ja Keiner, und wahrlich, es wird uns oft ſchwer gemacht zu glauben, daß wir ſo gut, wie die Männer, Kinder Eines Vaters ſind, da dieſer unſer Schickſal und unſer Herz hienieden ſo ſchutzlos ihrem Unwerth preisgegeben hat.

Cäcilie hätte, wie jede edle Frau, es nicht ertragen, den Gatten mit ſich unzufrieden und durch ihre Schuld mißvergnügt zu wiſſen, da ſie nur in ſeinem Glücke das ihrige finden konnte und durfte. Es wäre ſo leicht geweſen, ſie zu beglücken, und gewiß auch belohnend; doch Beyſen war nicht der Mann, mit dem das

Schickſal ſie hätte vereinigen müſſen. Von allen höhern Bedürfniſſen abgeſehen, fehlte ihm auch jene Zartheit, jene Großmuth, die ein weibliches Weſen ſo ſchön und milde mit der Abhängigkeit ſeines Berufs zu verſühnen weiß. So ließ er es z. B. Cäcilien nicht an Putz und Kleidung fehlen; aber es war ihm natürlich, ſie auch hierin in ſtrenger Abhängigkeit von ſich zu erhalten. Man beachtet es nicht genug, wie wichtig dieſer Punkt für die häusliche Zufriedenheit iſt, und wie einflußreich auf den Karakter der gewöhnlichen Frauen. Es iſt nicht mehr als billig, daß die Frau dem Manne von der Verwendung des ihr zur Wirthſchaftsführung anvertrauten Geldes Rechnung ablegt, und jede verſtändige Frau wird von ſelbſt ſuchen, ihr Haushaltungsbuch in ſolcher Ordnung zu führen, daß die Ueberſicht ihrer Ausgaben klar und leicht aufgefaßt werden kann; eben ſo wenig iſt es zu fordern und zu wünſchen, daß der Mann die Frau in Anſehung ihres Taſchengeldes ſo unabhängig mache, daß ihm nicht die Macht bleibe,

ſie durch ein Geſchenk zu erfreuen und zu verbinden; aber viele Männer des Mittelſtandes haben die Gewohnheit, ſich entweder das Geld zu den täglichen Ausgaben einzeln abfordern zu laſſen, was denn die Frau durchaus zur Magd erniedrigt, oder ſie ſetzen auch wohl ein beſtimmtes Wochengeld aus, halten es aber für klug, die Frau in Hinſicht der Ausgaben für ihre perſönlichen Bedürfniſſe ganz von ſich abhängig zu erhalten. Beide Handlungsweiſen ſind eben ſo unwürdig als verderblich, und führen die Frau auf den Punkt der Nothwendigkeit, den Mann zu überliſten, und daran die Freude zu finden, die der Unterdrückte immer empfindet, wenn er den Unterdrücker bevortheilen kann. Sehet immerhin das weibliche Geſchlecht als Euch untergeordnet und nur für Euch geſchaffen an, Ihr hoffärtigen Männer; aber beweiſet doch wenigſtens in Euren Verhältniſſen zu demſelben, daß Ihr die Menſchenwürde auch in dieſem Geſchlechte zu erkennen und zu ehren vermögt, und zwingt Eure Frauen zu keiner ſklaviſchen Ernie-

drigung, die dieſe ſchändet! Beſtimmt Eurer Gattin irgend eine Summe zu ihrer Kleidung und zu ihrem Taſchengelde, und zahlt ihr dieſe unaufgefordert und regelmäßig aus, ſei ſie dann auch ſo klein ſie wolle; nur verdammt ſie zu keiner kindiſchen Unmündigkeit, zu keiner Abhängigkeit, die Euch erſt abliſten und abſchmeicheln muß, was ſie zu erhalten wünſcht. Entzieht ihr nicht gänzlich die Mittel, dem Hange ihres Herzens folgen und hie und da im Stillen eine Wohlthat ſpenden zu können, die ſie wirklich als von ſich erzeigt und mit Entbehrung erkauft, fühlen kann. Boyſen ſchenkte Cäcilien viel; er ließ es ihr auch eigentlich nicht an Gelde fehlen; allein die Ungewißheit und Unbeſtimmtheit dieſer Einnahme war für ſie ſehr drückend, da ſie ihr keine regelmäßige Eintheilung ihrer Ausgaben erlaubte, und ſie zu ſtolz zum Fordern und auch zu edel war, ſich von dem erhaltenen Wirthſchaftsgelde etwas zuzueignen. Eben ſo war es mit den Wohlthaten, die ſie erzeigte. Boyſen hatte jährlich eine

gewiſſe Summe für Arme beſtimmt, und faſt nie bat ihn Cäcilie vergebens, wo es Milderung fremder Noth galt; aber ſie durfte doch nicht geben, ohne gebeten zu haben; es war in dem Verhältniſſe, in dem ſie mit ihrem Gatten ſtand, doch immer nur fremdes Geld, was ſie gab, und Boyſens Denkweiſe legte auch hier ihr Herz in Feſſeln, die den freien Schlag deſſelben lähmten.

So verging ein Jahr. Cäciliens Ehe galt für eine der glücklichſten, und wahr iſt es auch, daß in dieſem Zeitraume nie zwiſchen ihr und dem Gatten eine Uneinigkeit, nie ein Mißverſtändniß, nie ein Streit entſtand; aber Keiner wußte es, mit welcher ſchmerzlichen, geiſt- und ſeeletödtenden Verleugnung Cäcilie ihr Gelübde löſte, Boyſen glücklich zu machen. Ihre Mutter ſtarb in dieſem Jahre ihrer Verbindung, und ihre Ehe blieb kinderlos. Ganz ungetheilt mußte ſie ſich daher dem Gatten widmen und für ihn leben. Treu erfüllte ſie auch alle Forderungen, alle Erwartungen deſſelben; ſie war

ihm eine treue Haushälterin, eine gehorsame Dienerin, eine gefällige Genossin seines gesellschaftlichen Lebens; aber daß sie ihm noch mehr seyn und werden könne, daß der edelste Schatz ihres Herzens, die schönste Eigenthümlichkeit ihres Wesens, ihr Geist, ihre Talente, ihre zarte Weiblichkeit, ihr seelenvolles Gemüth, die Fülle ihrer Liebe, der Adel und die Treue ihrer Gesinnung jetzt für sie und ihn nur ein todtes Kapital waren, und jeder Tag sie dem Vergessen der Zeit zuführte, wo sie, sich und andern zur Freude, sich im Besitz und der Entwickelung jener Himmelsgaben glücklich gefühlt hatte, das ahnete er nicht. Cäcilie hatte sich die Ehe nie idealisirt — sie wußte, wie viel Fremdartiges und Ungeziemliches man diesem edelsten und beglückendsten aller menschlichen Verhältnisse aufgeladen hat, um es zu tragen; aber ihr Herz sagte ihr auch, daß es viel tragen könne, und doch noch beglückend und edel zu bleiben vermöge. Sie fand schon unverheirathet recht heitres Gefallen an der tüchtigen Thätigkeit einer

wackern Hausfrau, und war in allen Obliegenheiten derſelben wohl erfahren; allein ſie hoffte auch dereinſt, wenn dieſer Beruf der ihrige geworden ſein würde, als Hausfrau der Biene gleichen zu dürfen, die ja bei aller Nützlichkeit und Geſchäftigkeit ein beflügeltes mit Blumen befreundetes Weſen bleibt; doch Boyſen durfte ſie, um ihm für eine brave und verſtändige Frau zu gelten, nur als Ameiſe erſcheinen. Und jener Traum ihres Mädchenlebens, wie der künftige Gatte in ihr die zuverläſſige Freundin, die heitre, geiſtvolle Geſellſchafterin, die innigſte Vertraute ſeines Herzens lieben würde — und jener noch ſchönere und geliebtere Traum gegenſeitiger geiſtiger, auf den gemeinſchaftlichen Fortgang ſittlicher Veredlung gegründeter Wechſelwirkung — ach, wie ſehr mußte ſie der Erfüllung dieſer Jugendträume entſagen! Ihr Geiſt war gelähmt, ihr Herz erſtarrt, ihr Leben ermattet, und es ſchien ihr unvermeidliches Loos zu ſein, ohne Tod und ſichtbare Wunde, aber an Geiſt und Herz bis zur Unkenntlichkeit ent

ſtellt, durch das Leben als ein Schatten, als ein Grabmonument deſſen, was ſie einſt war, zu ſchleichen. Nichts entſtellt eine weibliche Seele ſo, nichts beraubt uns ſchneller alles Reizes, aller Anmuth, als ein herz- und geiſtloſes eheliches Verhältniß, und es iſt unglaublich, welche Rohheit und Härte ſich auch ſonſt gute Männer gegen ihre Frauen zu üben erlauben. Wem iſt je ein Mann vorgekommen, der durch die gnädige Erlaubniß, für ihn zu leben und ihn zu beglücken, in ſo weit ſich dies mit ſeinen andern Neigungen verträgt, nicht ſeine ganze Pflicht gegen die beſte Frau erfüllt zu haben glaubte? — Welcher Mann hat je nach den Flitterwochen und in der unausbleiblichen Erkältung des ungeſtörten Beſitzes noch den Wunſch empfunden, für das Glück und die Zufriedenheit ſeiner Gattin zu leben, wie ſie mit ihrem ganzen Herzen für ihn lebt? — Unſre Kultur ſpottet des Wilden, der ſeine Frau wie ein zahmes Hausthier erkauft und behandelt; aber wahrlich, unſre Männer ſind nur kultivirt,

um uns mit deſto ſinnreicherer Grauſamkeit zu mißhandeln. Im Leben des Mannes iſt die Ehe nur die Ueberſchrift eines Kapitels; bei uns Frauen der fortlaufende Inhalt des ganzen Buches. Des Mannes Glück iſt auf eine Ambe, eine Terne, eine Quaterne geſetzt; Frauenglück nur auf einen einfachen Auszug. Der Mann iſt noch immer etwas anders als Gatte, er gehört immer in irgend einer Beziehung dem Staate an; aber die Frau iſt nichts als Gattin, als ſein Eigenthum und er ihr ſichtbar gewordenes Schickſal, und je beſſer ſie iſt, je wahrhaft weiblicher in ihrem Thun und Weſen, je weniger wird ſie noch irgend etwas anders ſein wollen und ſein können. Warum ſind denn die Männer ſo ſelten gerecht und großmüthig gegen uns? — Warum dieſe grauſame, übelmüthige, herriſche Nichtachtung unſers Werthes und unſrer Herzen? Gott allein weiß um die vielen blutigen Thränen, die ſo viel edle weibliche Weſen, nur von ihm geſehen, weinen, da unſre Pflicht uns befiehlt, vor der Welt glücklich

und zufrieden zu ſcheinen, wenn auch Gram und ſtummer Jammer unſer Herz brechen.

Trotz des trüben Einfluſſes, den Boyſens Sinn und Weſen auf Cäcilie äußerte, war doch ihre Ehe nicht unglücklich zu nennen. Die Gewohnheit des Zuſammenlebens und die Gemeinſchaft des Intereſſes in der Ehe vermag über das menſchliche Herz ſo viel, daß ſich in ihr, auch ohne alle ſympathetiſche Verwandtſchaft, ohne alle innere und tiefere Einswerdung zweier Herzen und zweier Leben, doch zwiſchen zwei nur nicht moraliſch ſchlechten Menſchen häufig eine Zuneigung entwickelt, die das Leben in allen ſeinen äußern Erſcheinungen eben ſo feſt gebunden hält, als ſei ſie durch das Mark des wahren Daſeins genährt. Dies war auch bei Cäcilien der Fall. Sie empfand wahre Anhänglichkeit und treues Wohlwollen für ihren Gatten; allein wenn dieſe ſie auch allmälig im Lauf der Zeit mit den Entbehrungen ihres Lebens zu verſöhnen vermocht hätten, ſo konnte ſie doch nie dadurch vor jenem feinern Selbſt-

mord ihrer Verdienſte und Kräfte geſchützt werden, der das unausweichliche Schickſal jeder nicht glücklich verheiratheten Frau iſt. Wie vielen Beiſpielen ſolcher geheimen, ſtillen und langſamen geiſtigen Selbſtverzehrungen begegnen wir nicht im Leben!

O what a noble mind is here o'erthrown!
the courtier's, scholar's, soldier's, eye, tongue, swôrd,
th' expectancy and rose of the fair state,
the glass of fashion, and the mould of form,
th' observ'd of all observers, quite, quite down. —
Now see that noble and most sovereign reason,
Like sweet bells jangled out of tune, and harsh,
that unmatch'd form and stature of blown youth,
Blasted with extasie. —

Nach Verlauf eines Jahres ward Boyſen krank, und trotz Cäciliens treuer und ſorgſamer Pflege ward ſein Uebel tödtlich. Er ſtarb wie er gelebt hatte, d. h. mit ruhiger Gleichmüthigkeit, und ohne daß er das Bedürfniß empfunden hätte, ſich durch die Erhebung religiöſer Ideen

gegen die Schreckniſſe des Todes zu waffnen. Sein letztes Wort war noch Dank an Cäcilien, der er das Zeugniß gab, ſie ſei eine Frau ganz nach ſeinem Herzen und nach ſeinem Willen geweſen, und er habe ſich in ihrem Beſitze ſo glücklich gefühlt, als es nur hienieden dem Menſchen irgend vergönnt ſei. An ſeinem Grabe floſſen Cäciliens Thränen ſtill und wehmüthig, und wenn ſie ſich gleich früher ihre Ergebung in ſeinen Willen, und ihr Einfügen in den Bau ſeiner Lebensweiſe, nie für ein Opfer, nie für ein Verdienſt angerechnet hatte, und es auch nur als eine Pflichtverbindlichkeit anſah, deren Nichterfüllung ſie vor Gott, vor dem Verſtorbenen und vor ihrem eigenen Herzen ſtrafbar gemacht hätte, ſo ward ihr doch in dieſer dankbaren Anerkennung des Sterbenden fromme Verſöhnung mit ihrem Schickſale. Sie war jetzt frei und unabhängig; allein es war für ſie nicht leicht, ſich der wiedererhaltenen Freiheit bewußt zu werden. Wenn man eine geraume Zeit, eng und zwängend eingepreßt, mühſam

geath-

gathmet hat, ſo erhält man, auch nach gelöſeten Banden, nur allmählig das Vermögen zurück, ſich frei regen zu können. Auch knüpfte keine Hoffnung und kein Wunſch ſie an die Zukunft; ſie war eines ſelbſtſtändigen Daſeins ſo ungewohnt geworden, daß ſie ſelbſt in ihrer häuslichen Lebensweiſe nicht darauf verfiel, manches jetzt ihrer Neigung gemäßer einzurichten, und in allen äußern Verhältniſſen den Gewohnheiten ihres bisherigen Lebens treu blieb. Boyſen hatte eine Schweſter, die in Hamburg verheirathet war, in den erſten Monaten ſeiner Verbindung ihn beſucht, einige Wochen in ſeinem Hauſe verlebt und die neue Schweſter ſehr lieb gewonnen hatte. Oft und viel hatte ſie den Bruder um Erwiederung dieſes Beſuchs gebeten; auch war dieſe mehreremale verheißen, allein durch Zufälligkeiten immer verhindert worden; jetzt aber, nach bald zurückgelegtem Trauerjahr, konnte Cäcilie dieſen, mit der freundſchaftlichſten Herzlichkeit wiederholten Einladungen nicht widerſtehen. Von der Jahreszeit

begünſtigt trat ſie die Reiſe an, und der Wechſel der Gegenſtände, der Reiz der Neuheit und der angenehme und gebildete Ton, den ſie in dem Hauſe ihres Schwagers und in dem Zirkel ſeines Umgangs herrſchend fand, erweckten ſie aus ihrer bisherigen Einſchläferung, und ſie erblühete von Neuem recht anmuthig zu ſtiller Heiterkeit und geiſtvoller Mittheilung.

Die Verbindungen des Hauſes, in dem ſie lebte, führte viele Fremde in daſſelbe und vorzüglich viele Engländer. Wie ward dadurch Scotts Bild in Cäciliens Herzen wieder lebendig! Sie hatte ihn nie vergeſſen — aber zwei Jahre waren verſtrichen, in deren Verlauf ſie nichts von ihm erfahren und ſich auch keine Nachfrage nach ihm erlaubt hatte. Jetzt aber, in der Geſellſchaft ſeiner Landsleute, gewann das Andenken an ihn eine Gewalt über ſie, welche die Schüchternheit ihres Gefühls beſiegte, und ſie erlaubte es ſich, nach ihm ſich zu erkundigen. Allein die mehrſten ſeiner Landsleute, die ſie ſah, waren Kaufleute; es gab mehrere

Officiere ſeines Namens in der brittiſchen Armee, und da ſie nicht wußte, in welches Regiment er bei ſeiner Ankunft in Spanien eingetreten war, ſo vermochte ſie auch nicht, ihn näher zu bezeichnen. Sie hatte ſich ihn früher oft als todt gedacht, und dieſe Ahnung ſeines Schickſals erwachte jetzt in ihr ſo mächtig, daß die Lebendigkeit derſelben ihr für eine Bürgſchaft der Wahrheit galt. Mit der innigſten Wehmuth gedachte ſie ſeiner als des einzigen Mannes, den ſie geliebt hatte, und von dem auch ſie ſich am mehrſten und innigſten geliebt gefühlt hatte. In ſtiller einſamer Mitternacht floſſen ſeinem Schickſal und ſeinem Verluſt oft ihre Thränen, und ihr Blick und ihr Geiſt erhoben ſich dann liebend zu jenen Welten, wo die Sehnſucht des armen Menſchenherzens das Glück zu finden hofft, das ihm die Erde und das Leben verſagen.

Eines Mittags ſandte der Herr vom Hauſe, kurz vor Tiſche, ſeinen Diener hinauf, die Frau

zu benachrichtigen, daß er einige Gäste mitbringen werde. Wer schildert aber Cäciliens Ueberraschung, als sie bei seinem Eintritt, in seinen Begleitern Scott, und neben diesem den Offizier erblickte, der ihr einst die Nachricht seines Lebens brachte, und den jener Augenblick zum Vertrauten ihres Herzens und ihrer Schwäche gemacht hatte! Es bedurfte für sie nur eines Blickes, um Scott, trotz der veränderten Uniform, die er trug, trotz des dunkler gefärbten Kolorits seiner edlen Züge und der tiefen Narbe, die seine Stirne schmückte, wieder zu erkennen. Sie war aufgestanden, um die eintretenden Gäste zu begrüßen; aber sie war so überrascht, daß sie zitternd sich an das Fenster, vor dem sie stand, lehnen mußte, um nicht umzusinken. In diesem Augenblick wandte sich Scott von der Wirthin, die er begrüßt hatte, zu der fremden Dame — sein Blick auf sie war ein Blitz des freudigsten Erkennens. Erröthend und mit einem Himmel der Liebe und der Treue in sei-

nen Augen wollte er auf ſie zueilen, als der Wirth des Hauſes ſie ihm mit den Worten vorſtellte: meine Schwägerin, die Kanzleiräthin Boyſen. Scott erbleichte vor dieſen Worten noch ſchneller, als er erröthet war, und unſicher, in wie fern er, ohne ſie in Verlegenheit zu ſetzen, ihres früheren Verhältniſſes in dieſem Augenblick und in der Gegenwart ihres Gatten, den er auch anweſend glaubte, erwähnen dürfe, begrüßte er ſie ehrerbietig, aber ſtumm. Cäcilie wollte ihn willkommen heißen, wollte ihm ſagen, wie ſie ſich ſeines Wiederſehens freue, aber als ſie die Hand hob, ſie ihm zu reichen, fiel ihr Blick auf den Officier, der ihn begleitete und der in dieſem Augenblick auch ſie erkennend, und ihre Bewegung bemerkend, lächelnd und bedeutend auf ſie und Scott blickte. Sie ward glühend roth, und zog die dargebotene Hand ſo raſch zurück, daß Scott in dieſer Bewegung nur eine Bewegung ihrer Furcht, von dem Gatten mißverſtanden zu werden, erblickte, und

ſcheu und verdüſtert ſich abwandte. Sein Begleiter dagegen ſcheuete es nicht, Cäcilien auf eine ehrerbietige Art daran zu erinnern, daß ihm, wenn er nicht irre, das Glück werde, eine intereſſante Bekanntſchaft zu erneuern; aber er ehrte Cäciliens Erröthen und die Bitte, die ihr Blick ausſprach, und vermied jede genauere Erwähnung ihres ehemaligen Zuſammentreffens. Indeſſen war der Eindruck, den Cäcilie und Scott gegenſeitig empfanden, als ſie ſich erblickten, zu ſichtlich geweſen, um nicht in allen Anweſenden die Ahnung einer innigern Beziehung zwiſchen ihnen zu erwecken, und zu tief, als daß ſie beide ſchnell geſammlet und in ruhiger Faſſung zu erſcheinen vermochten. Man ging zu Tiſche; Scott bot Cäcilien ſeinen Arm, und erſt jetzt bemerkte ſie, daß er den linken unbeweglich und gelähmt trug. Ihr Auge füllte ſich mit Thränen; er ſah es, und ihre Hand an ſein Herz drückend, fragte er leiſe, ob ſie dem treuen Freunde einige Theil-

nahme an ſeinem Schickſal bewahrt habe? Gewiß, ſagte ſie innig, und hob ihr Auge zu ihm auf. Dieſer eine Blick verſtändigte ihre Herzen und der ſchmerzlichen Ungewißheit des erſten Augenblicks folgte jetzt in Cäciliens Seele das himmliſche Gefühl eines ganz ungetrübten Glückes. Sie war zu ſanft, zu innig bewegt, um froh ſein zu können; aber eine ſelige Heiterkeit ſtrahlte aus ihren Blicken Friede und Freude in jedes Herz.

Noch lebhafter vielleicht empfand Scott das Glück, ſie wiederzuſehen; aber ihm fehlte zum ungetrübten Genuß deſſelben die Ahnung, daß ſie ſein ſei, und frei, dies vor Gott und Menſchen, wie in ihrem innerſten Herzen, zu werden. Er ward aber bald inne, daß ihr Gatte nicht anweſend ſei, und dieſe Gewißheit reichte hin, ihn den Zauber der Nähe der Geliebten immer inniger und freudiger empfinden zu laſſen. Und als er nun noch am Abend dieſes Tages im Geſpräch mit ihrem Schwager erfuhr,

ſie ſei Wittwe und frei; da verklärten ſich ihm die Erde und das Leben, und ſein reines, treues Herz öffnete ſich der ſeligſten aller Hoffnungen. Er ſchied von ihr ohne Worte für ſeine Hoffnung, aber mit einem Blicke, der, wie eine ihre ganze Zukunft umfaſſende Frage, von ihr in ſeiner Bedeutung unausſprechlicher Liebe gefaßt wurde; und als er von ihr ſcheidend, mit dem Freunde, von dem er ſeit beinahe zwei Jahren entfernt gelebt, und ihn nun am Morgen dieſes Tages wieder gefunden hatte, unter den Sternenhimmel heraustrat, und von ihm erfuhr, wie ſie einſt ſeinen Tod beweint habe, und wie von der Nachricht ſeines Lebens dies reine, feſte, von ihm nur errathene, nie enthüllte Herz aufgelöſet worden ſei in Thränen und einem für die Erdenbruſt zu groſſen Entzücken, da fühlte er, er ſei geliebt und Gott habe ihm die Macht verliehen, die Geliebte zu beglücken, wie er durch ſie beglückt werden würde.

Wenig Wochen darauf führte der Oberſt Scott ſeine Cäcilie zum Altar, wo der Segen des Predigers zwei unauflöslich in einander geſchlagene Hände, zwei durch Liebe eins gewordene Herzen und Leben für Welt und Ewigkeit einſegnete. Der Verluſt des linken Armes hatte Scott gezwungen, ſeinen Abſchied zu nehmen, und Cäcilie folgte ihm auf ſeine Güter in Argyle. Nur im Heiligthum der Liebe und des Herzens läßt ſich das herrliche Daſein begreifen, welches dieſe beiden, edel gebornen und edel gebildeten Menſchen, auf ewig mit einander verbunden, ſich erſchufen, und wie ſie, in der ſüßeſten Harmonie mit allem Edlen und Schönen, das ihr reiner Sinn inniger denn je umfaßte, die Herrlichkeit der Natur, die Seligkeit der Liebe, den Frieden der Tugend im klarſten Verſtändniß des Lebens empfanden und genoſſen. Frei von aller Leidenſchaft und unentweiht durch ihre vergänglichen Täuſchungen, war die Liebe, die ſie verband,

eine reine, erquickende Flamme, und wird daher unerloſchen flammen, bis ſie einſt die Treuverbundenen ſiegend in das Land einer noch reineren Vereinigung, einer noch ſchöneren Liebe emporhebt.

III.

Noch eine Eheſtandsgeſchichte.

Frei nach dem Engliſchen.

Erſter Brief.

Pudagla, auf der Inſel Wollin.

Seitdem ich Dich verlaſſen habe, verläßt mich der Gedanke an Dich und Dein Glück nicht; mich dünkt, ich habe nicht gut daran gethan, daß ich bei Deiner Hochzeit gegenwärtig war: mir iſt, als ſei ich ſeitdem weniger glücklich. Die Heiterkeit und die ſtille Freude, die in Deinem Hauſe herrſchen, haben einen ſchwermüthigen Eindruck auf mich gemacht, von dem ich mir keine befriedigende Rechenſchaft ablegen kann. Gewiß entſpringt er nicht aus dem Bilde Deines Glückes — vielleicht aus dem Gefühl, daß ich es entbehre. Die ſchönen Augen Deiner Frau bekamen einen Ausdruck von Liebe und Seele, wenn ſie den Deinen begegneten, deſſen

Erinnerung mir in jedem Augenblick vorſchwebt — und dann der Friede Eures Glücks, dieſe ſtille, innige Zufriedenheit, die aus dem Innern der Seele hervorleuchtend die meinige mit ihrem Zauber durchdrang und meinem Herzen den Glauben ſchenkte, daß Du, mein Freund, glücklich bleiben wirſt, wie Du es jetzt biſt. — O es muß ſüß, es muß unausſprechlich beglücken, das Mädchen ſeiner Wahl und ſeiner Liebe als Weib an ſein Herz zu drücken! — Nie habe ich mir das früher gedacht, nie dieſe lebhafte Ahnung davon empfunden. Deine Vermählung hat ſie in mir geweckt — und doch ſind die glücklichen Ehen ſo ſelten; doch ſind faſt alle Verbindungen der Art Werke der Konvenienz, oder auch die tauben Blüthen einer eben ſo unüberlegten als flüchtigen Empfindung, die, ihrer Natur nach vergänglich, das Herz nur auf Minuten ausfüllt, um ihm dann fliehend das Gefühl der Leere und der Nichtbefriedigung zurück zu laſſen. Darum ſchien mir auch bis jetzt mein Stand als Hageſtolz der Hafen einer eben

ſo friedlichen als angenehmen Ruhe. Dir ſelbſt ſchien meine Lebensweiſe zu gefallen; Du haſt oft Wochen bei mir zugebracht und ſie gelobt, und doch dringſt Du jetzt ſo lebhaft in mich, ſie zu ändern, daß ich Dir über meine ganze Lage und die Gefahr jeder Aenderung Einiges ſagen muß, um Deinem freundlichen Ungeſtüm ein Ende zu machen.

Du weißt, lieber M., daß ich ſchon früher den Dienſt verließ, um meinem alten kränklichen Vater die Sorgen abzunehmen, die bei ſehr mäßigen Vermögensumſtänden der Beſitz eines großen Landgutes aufbürdet. Ich benutzte ſeine Erfahrung, mich zu einem tüchtigen Landwirth zu bilden; mir ward das Glück auszuführen, was er gewollt hatte, und ihm durch Liebe und durch den Wohlſtand, der meinen Fleiß lohnte, ſein Alter zu erheitern. Sein Tod hinterließ mich einſam und allein; ich fühlte das Bedürfniß, ein geliebtes und geachtetes Weſen um mich zu haben, für das ich arbeiten und thätig ſein konnte. Allein ich fürchtete mich,

einem Weibe Einfluß auf mein Schickſal zu verſtatten. Ich hatte in der Einſamkeit, in der ich erzogen worden war, und in den kleinen Garniſonen unſers Regiments nur wenig Frauen geſehen, und doch immer ſchon genug, um denjenigen zu bedauern, der verpflichtet iſt, ihre Schwächen und Irrthümer, ihren Leichtſinn und vorzüglich ihre Herrſchſucht zu ertragen. Meinem Herzen war es Bedürfniß, die Weiber zu achten, und jede Einzelne, die mir dieſer Achtung unwerth erſchien, war mir gleichgültig, und ich ertrug lieber die Spöttereien meiner Kameraden, als daß ich mich, wie ſie, in Intriguen verwickelt hätte, die mein Herz nie mit den Empfindungen bekannt machen konnten, deren es zu ſeinem Glücke bedurfte. So bekämpfte ich denn auch nach dem Tode meines Vaters die unbeſtimmte Sehnſucht, die in mir erwacht war, und Vernunft und Philoſophie lehrten mich, meine Foderung an das Leben auf eine Art gleichmüthigen Wohlſeins einzuſchränken, das freilich ohne lebhaftes Intereſſe

iſt,

iſt, aber doch hinreicht, mich mit meiner Lage zufrieden zu erhalten. Ich kenne trotz der Einförmigkeit meiner Lebensweiſe keine Langeweile. Der Wechſel zwiſchen Arbeit und Ruhe iſt ein treffliches Schutzmittel gegen dies tyranniſche Uebel, vorzüglich dann, wenn unſere Thätigkeit Milderung fremden Kummers, nützliche Verbeſſerung unſerer eigenen Lage und Abwendung fremder und eigner Leiden bezweckt. Mein ehemals wüſtes Gut iſt jetzt das blühendſte auf der Inſel, und ich darf hoffen, von Jahr zu Jahr ſeinen Ertrag zu vermehren. Meine Nachbarn ſind gute, ehrliche Pachterfamilien, die mich lieben und für die ich mich lebhaft intereſſire. Ich geſtehe, daß die mehrſten das Gepräge hinterpommerſcher Derbheit tragen und daß ihre Zuſammenkünfte nur zu oft in Saufgelage ausarten; aber ich ſuche ſie in ihren Häuſern, im Schooß ihrer Familie auf und finde ſie da von dem menſchlichſten und ehrwürdigſten Intereſſe des Herzens belebt: Anhänglichkeit, Treue, Rechtlichkeit ſind hervorſtechende Züge dieſer

Familiengemälde, und der Wohlſtand dieſer Menſchen hat, frei von allem Zuſatz des Luxus und des Entbehrlichen, etwas, das jeden Menſchenfreund wohlthätig erfreut, wie das Bild des durch Bequemlichkeit belohnten Fleißes es immer thut. Oft genieße ich das Vergnügen, ihnen durch Rath, That und Belehrung nützlich zu werden, und ſelten kommt ein Tag, von dem ich nicht einige Stunden damit ausfülle. Die Jagdzeit iſt für mich eine andere reichhaltige Quelle des Vergnügens. Der Oberforſtmeiſter, der dann in Begleitung mehrerer Oberförſter von Uſedom herüber kommt, kehrt gerne und oft bei mir ein. Ich begleite ihn auf dieſen Jagdparthieen, und der Contraſt dieſer rauſchenden, getümmelvollen Zeit mit meinem ſtillen, häuslichen Leben giebt der Rückkehr zu dieſem immer neuen Reiz. Das Innere meines Haushalts iſt voll patriarchaliſcher Einigkeit und Ruhe. In dem Gemälde deſſelben möchte ich meinen Hund, meinen alten, treuen Hektor, nicht vergeſſen. Du haſt dich oft über meine

Anhänglichkeit an ihn luſtig gemacht und behauptet, ſeine Treue müſſe durch die Folge ſich aufdringender Vergleichung meine Meinung von den Menſchen verringern; — aber gewiß, mein Freund, meine alte Marie und mein guter Jakob können dadurch nur gewinnen. Dieſe alten Inventarienſtücke ſind die Hauptfiguren meines einſamen Lebens; ihre Liebe für mich rührt mich oft; ſchon meinem Vater haben ſie lange gedient und ihn in ſeinem Alter mit einer Sorgſamkeit gepflegt, wie kein Geld ſie erkaufen kann. Sie fühlen ſich einheimiſch und glücklich in meinem Hauſe und ich bin es wahrlich mit dadurch, daß ſie ſich darin ſo fühlen. Ihnen überlaſſe ich alle die kleinen, für uns Männer ſo langweiligen Details des Hauswe-ſens; alles gedeiht gut unter ihrer Aufſicht, und wo etwas mißräth, bin ich es, der ſie darüber tröſtet. — Ich könnte meinen Einkünften nach mehr Aufwand machen und mir manche Zierlichkeit des Lebens anſchaffen: — aber ich laſſe alles in ſeinem gewohnten Gleiſe.

Der Ueberſchuß meiner Einnahme iſt noch nie zum todten Kapital geworden, und dann erſt, wenn mein Herz ſeiner nicht genießen könnte, würde ich es der Eitelkeit vergönnen, ſich ſeiner zu bemächtigen.

Wenn Dich dieſe Zergliederung meiner Lebensweiſe langweilt, ſo gieb mir keine Schuld; die Empfindung, die ich von Dir mit hieher gebracht habe, und Dein Brief haben mich unwillkührlich verleitet, die Wirklichkeit meines Glücks unterſuchen zu wollen, um Dir und mir Rechenſchaft davon ablegen zu können. Ich habe nicht ſo lebhaften Antheil an Deinem Glücke nehmen können, ohne auf mich ſelbſt zurückgeführt zu werden. Du ſcheinſt mir ſo wahrhaft glücklich, und biſt es auf eine von der meinigen ſo ſehr abweichende Art, daß bei meiner Zuhauſekunft alles, was ich beſaß, bei mir im Preiſe fiel. Ich vermißte etwas, ohne ſelbſt zu wiſſen *was*; — aber dieſe Zergliederung meines Glücks, das doch auch wahrhaft und wirklich iſt, Vernunft und Nachdenken haben

mich geſtimmt, dem Alten wieder der Alte zu ſein. —

Dieſe Annäherung des Winters, dieſe länger werdenden, einſamen Abende begünſtigen ſo nur zu ſehr die Sehnſucht, ſich mitzutheilen und auszuſprechen, was man empfindet. — Warum ergreift mich dieſe Sehnſucht aber erſt jetzt im vierzigſten Jahr ſo lebhaft? — Es muß die Eingezogenheit, die Abgeſchiedenheit der Jahreszeit ſeyn; es wird vorübergehen, wie ſo manche andre mit dem Daſein unzertrennlich verbundene Gefahr der Illuſion. Der Frühling wird wieder kommen und ich werde Deine fatale Heirath vergeſſen, die alle meine Begriffe von Glück verwirrt hat! —

Zweiter Brief.

Du bleibſt alſo dabei, daß es eine Gattin iſt, die mir mangelt? Vielleicht kann es wahr ſein, aber ich darf es mir nie einräumen, darf Deine Gründe nur für Scherz nehmen. Spotte immer über mich Hageſtolzen, verdamme mich;

ich werde es trotz dem verſtehen, als Hageſtolz glücklich zu bleiben. Sei Du es mit Deinem liebenswürdigen, trefflichen Weibe, und mögen Zeit und Beſitz Euch und Eure Empfindungen nie erkälten; möge der Rauſch der Liebe ſich in die ſtille Zärtlichkeit der Freundſchaft verlieren; mögen holde Kinder das Band, das Euch umſchlingt, noch feſter knüpfen und Eurem Glücke neue Reize geben; möge der Lauf der Begebenheiten und ihr Wechſel nie Eure Einigkeit ſtören! — Dann wirſt Du freilich glücklicher ſein, als ich; aber ich werde auch nie ſo viel Unglück zu befürchten haben, als Du, — dies ſagt mir meine Vernunft. Was ich dem Staate ſchuldig bin, werde ich ihm in meinen Mitbürgern entrichten; dieſe ſollen mir Familie und Kinder ſein, und das, mein Freund, iſt Troſt für mein Herz.

Wahrſcheinlich haſt Du das Räthſel meiner Empfindungen, ſeitdem ich Dich verlaſſen habe, errathen; aber dieſe Auflöſung wird keine Aenderung meines Schickſals herbeiführen. Es iſt

möglich, daß ich Dein Glück beneide, aber ich darf nicht mehr darnach ſtreben, es zu erreichen. Geſtern noch ſprach ich mit dem Förſter Zülow darüber. Du kennſt dieſen Alten, weißt, mit welcher Liebe er an meinem Vater hing und wie er mich hat aufwachſen ſehen, und kannſt Dir alſo denken, wie er faſt täglich darüber klagt, daß ich kein Familienvater bin. — O glücklich, wenn das Schickſal mich, wie ihn, in der einfachen Rechtlichkeit eines Standes hätte geboren werden laſſen, wo das häusliche Glück wie die Tugend dem Menſchen ſo nahe liegt, daß er es faſt nicht verfehlen kann! —

Geſtern habe ich einen Brief von unſerm alten Regimentskameraden Lück erhalten. Er hat ſeinen Abſchied genommen und ſich vor einigen Monaten in Stettin, wo er wohnt, verheirathet. Seine Frau iſt nicht mehr jung, und doch ſchreibt er von ihr in einem Tone, als ſei er ſelbſt erſt zwanzig Jahre alt. Er fodert durchaus, daß ich ihn beſuchen ſoll, und da ich doch Geſchäfte in Stettin habe und dieſe kleine Reiſe

mich zerſtreuen wird, will ich ſeinen Wunſch erfüllen. Ich werde, wenn er es wünſcht, an ſein Glück glauben, aber von der Dauer des meinigen doch feſter überzeugt bleiben. — Künftige Woche werde ich zurückkommen und Dir von dieſer Ausflucht Bericht erſtatten!

Dritter Brief.

Mein theurer, geliebter Freund, auch ich bin glücklich, glücklich wie Du! ich bedurfte dieſer Uebereinſtimmung mit Dir, — um es ganz zu faſſen und zu verſtehen, was Du mir von Deinem Glücke ſchreibſt. Lieber, guter B., auch ich heirathe. Nichts iſt gewiſſer. Man braucht oft ein Jahrzehend, um einen Entſchluß zu faſſen, und nur eine Minute, um ihn zu ändern. Ich werde glücklich werden! nie iſt eine Wahrſcheinlichkeit dieſer Art mehr von Umſtänden begleitet geweſen, die ſie dem Range einer Wahrheit nähern. Das Glück erwartete mich in meinem vierzigſten Jahre — ich glaubte nicht mehr daran. In dieſem Alter ſind die Herzens-

romane nicht mehr lang und ich will Dir den meinigen erzählen.

Lück empfing mich mit vieler Herzlichkeit und ſtellte mich ſeiner Frau vor, die den Freund ihres Mannes eben ſo ungezwungen, als traulich willkommen hieß. Es wurde ſchnell entſchieden, daß ich bei ihnen logiren müſſe, und obgleich man mir in dem kleinen Hauſe nur ein Zimmerchen anweiſen konnte, in dem ich mich nur umzudrehen, nicht zu gehen vermochte, wies man es mir doch mit freundlicher Traulichkeit ohne alle Entſchuldigung ſeiner Kleinheit an. Die ganze aufs möglichſte beſchränkte Einrichtung gefiel mir in ihrer Reinlichkeit und Sauberkeit außerordentlich. Nur ein Mädchen zur Bedienung und doch alles ſo ordentlich. Die Zeit verfloß ſchnell unter jener heitern, traulichen Geſchwätzigkeit, bei der ſich Herz und Geiſt ſo wohl befinden und die Unterhaltung keiner andern Würze als ihrer eigenen Herzlichkeit bedarf. Lücks Frau gefiel mir ſehr gut. Ohne Anſpruch auf Reiz und Jugend, hat ſie

doch etwas Einnehmendes, und ohne geiſtreich zu ſein viel Vernünftiges und Gutes. Man ſtreitet ſo oft über das nothwendigſte Erforderniß zu einer guten Frau; mich dünkt, geſunde Vernunft iſt es. Dieſe erkennt immer das Wahre, führt alles darauf zurück und iſt in jedem Augenblick des Lebens von gleichem Werth. Vernunft erhöht jedes Gute, und es giebt wohl kein Uebel, das ſie nicht zu mildern und zu beſiegen vermöchte.

Gegen Abend trat ein großes, ſehr edel gewachſenes Frauenzimmer herein, deren Anſtand und Wuchs mich frappirten. Lück ſtellte ſie mir als Schweſter ſeiner Frau, mich ihr als ſeinen vertrauten Freund vor. Dieſe Art uns einander vorzuſtellen, gab mir eine gewiſſe Freimüthigkeit gegen ſie, und hob das Fremde des Unbekanntſeins auf. Die Unterhaltung ward ſehr munter und angenehm. Ida erſchien mir eben ſo geiſtreich, als liebenswürdig, da ſie uns alle zu ſich zu heben und uns den Schein zu geben wußte, als ſeien wir eben ſo geiſtreich wie

ſie. Sie iſt acht und zwanzig Jahre alt, der Ton ihrer Stimme ſehr angenehm, der Ausdruck ihres Geſichts voll Geiſt und Güte. Eine ſchwere Krankheit, von der ſie kaum geneſen iſt, hat ihr einen rührenden Ausdruck von Sanftmuth zurückgelaſſen. Eines ſo heitern angenehmen Abends, wie dieſes erſten unſerer Bekanntſchaft, weiß ich mich aus meinem vergangenen Leben nicht zu erinnern. Lück begleitete mich nach Tiſch auf mein Zimmer; nun, fragte er, wie gefällt Dir Ida? — Ich lobte ſie, wie mein Gefühl es mir eingab. — Weißt Du was, fuhr er auf, das wäre grade eine Frau für Dich. Ich lachte anfänglich; aber er blieb dabei und widerlegte alle meine Einwendungen. Wir ſcherzten und ſtritten die halbe Nacht darüber fort. Alle die Gründe, die Du mir früher angeführt hatteſt, bekamen durch ihn neues Gewicht, und ſo wurde dann endlich beſchloſſen, daß ich acht Tage bei ihm bleiben ſolle, um Ida genauer kennen zu lernen und mich dann gegen ſie zu erklären. —

Dritter Brief.

Den andern Morgen fand ich, daß ſeine Frau mit ihm völlig einſtimmig dachte, und fühlte mich nicht wenig dadurch geſchmeichelt. Doch war ich ſehr unentſchloſſen und konnte ſelbſt nicht erklären, was in mir vorging: Hoffnung — Wunſch — Furcht — Zweifel, ein wogendes Meer in mir, — nichts Klares, nichts Beſtimmtes, als der Gedanke, Ida werde gewiß ihre Einwilligung verſagen. Mit welcher Bewegung trat ich am Morgen mit Lück in ihr Zimmer, um ſie zu beſuchen. Neue, unbekannte Empfindungen erwachten in meinem Herzen. Sie empfing mich mit freundlicher Grazie, und in jedem Augenblick dieſer acht Tage fand ich ſie gleich liebenswürdig; heiter, witzig, geiſtvoll, ohne alle Anmaßung und Künſtelei. Mit jeder Stunde fühlte ich inniger, wie glücklich ich werden könne, wenn dies geliebte, treffliche Geſchöpf meine Einſamkeit verſchönere, und mir das Gefühl ſchenke, zu ihrem Glücke beizutragen, wie ſie die Schöpferin des meinigen ſein würde.

Aber eben dieſe Liebenswürdigkeit tödtete meine Hoffnung und führte mich immer zu der Ueberzeugung zurück, ſie könne mich in der ſchlichten Einfachheit meines Weſens nicht lieben und werde meine Hand nicht annehmen, und peinigend war mir der Gedanke an die Einſamkeit, die mich dann in Pudagla erwartete. Jeden Tag bezauberte mich Ida mehr. Wir ſtritten oft mit einander; aber ſelbſt wenn ſie Unrecht hatte, gab die Neuheit und Sonderbarkeit ihrer Anſichten und Meinungen ihnen ein höchſt pikantes Intereſſe, und machte es ſchwer zu bemerken, daß ſie dem widerſtritten, was man bei einem Manne Vernunft nennt, und was die Weiber bei der Lebhaftigkeit ihrer Fantaſie und der hohen Reizbarkeit ihres Verſtandes wohl eigentlich nicht beſitzen können. Schiefe Anſichten des Lebens ſind dem Manne ſchädlich, weil ſie ihm Richtſchnur des Lebens werden! — der weibliche Geiſt ſpielt nur mit ihnen, da die Einfachheit der Naturbeſtimmung dieſes Geſchlechts es vor den Abweichungen ſichert, die uns irre

führen. Auch bemerkte ich an Ida noch etwas, das ich nicht recht zu benennen weiß; — es iſt nicht Herrſchſucht — ich möchte es lieber Gefühl ihres Werthes nennen, — ſoll ſie es denn aber nicht fühlen, wie ſehr ihr Geiſt und ihre Kenntniſſe ſie unter ihrem Geſchlechte auszeichnen? — wäre es nicht Falſchheit, wenn ſie dies Bewußtſein verläugnete? — Auch hat ſie mir eine gewiſſe Vorliebe für den Schein des Glücks nicht verhehlt; ihr fehlt jene Philoſophie, die die Erſcheinungen um Uns her auf ihren wahren Werth zurückführt; — wer ſucht aber auch bei einem Weibe Philoſophie! und da die Meinung von dem höchſten Werth für dies Geſchlecht ſein muß, ja ihm zum Geſetze dienen ſoll, ſo darf man es ja ſo wenig wünſchen als billigen, wenn ſie die Ausſprüche derſelben auf ihren wahren Gehalt zurückführen. Ida iſt nur um ſo achtungswürdiger, weil ſie mit ihrem männlichen Geiſte doch der Herrſchaft, die die Meinung und das fremde Urtheil über Weiber haben muß, huldigt. Als Landmann hätte ich ihrem Putz

etwas mehr Einfachheit gewünſcht; aber mein Auge iſt an dieſe ſtädtiſche Kleidung nicht gewöhnt, und der Wunſch zu gefallen, iſt bei einem Frauenzimmer ſo verdienſtlich, daß man ihn nicht ohne Ungerechtigkeit kritiſiren kann. Alle dieſe kleinen Schwächen haben auch bei Ida ein ſo angenehmes Gepräge, daß ſie als Beſtandtheile ihrer Liebenswürdigkeit erſcheinen.

Die beſtimmten acht Tage vergingen unter einem Kampfe, in dem meine Vernunft zuletzt ganz auf die Seite meines Herzens trat, und der letzte erſchien, ohne daß ich mit meinen Hoffnungen auf's Reine war. Am Abend deſſelben waren wir bei Lück verſammelt und ſaßen in der Dämmerung um den Windofen herum, deſſen Flamme das Zimmer erleuchtete. Das Herz ſchlug mir gewaltig; wir verſanken alle in ein bedeutendes Schweigen, das Lück endlich mit ſeiner gewohnten Treuherzigkeit unterbrach, indem er Ida in meinem Namen die große, entſcheidende Frage vorlegte. Beſcheidenheit, Furcht und Mißtrauen hatten bis jetzt meine

Empfindungen zurückgedrängt und wurden nun von ihnen beſiegt; ich fand Worte, und ſo ward an dieſem unvergeßlichen Abend eine Verlobung gefeiert, die Deinen Freund zum glücklichſten Menſchen gemacht hat.

Es würde mir ſchwer werden, Dir von dem, was in meiner Seele vorging, Rechenſchaft abzulegen; die Revolution war zu plötzlich — mir war, als fange ſich ein neues Leben an, und wahrlich dem iſt ſo. Mein Herz iſt wie neubeſeelt. O kennteſt Du dies entzückende, treffliche Geſchöpf! ſäheſt Du ſie, wenn ſie mit dieſem bezaubernden Lächeln mir ſagt, daß ſie ſich glücklich fühlt und ich es immer mehr durch ſie werden ſoll! — Unfähig, mich mit den nothwendig gewordenen Einrichtungen zu beſchäftigen, hörte und ſah ich nur meine Ida. Ich konnte nicht ſprechen, ich faßte ihre Hand, ich küßte ſie, ich ſagte zu mir ſelbſt: ſie wird mein ſein! und dieſer Gedanke erfüllte mich ſo ganz, daß ich keines andern fähig war. Lück und ſeine Frau verabredeten unter ſich alles wegen unſe-

unſerer Hochzeit. Ich mußte hierher gehen, um zu Ida's Empfang die nöthigen Einrichtungen zu machen und gehe übermorgen nach Stettin zurück, um die Hand meiner Ida, als die erſte und theuerſte Gabe Gottes zu empfangen.

Als ich hier ankam, beſah ich Haus, Hof, Garten, als ob es mir ganz neue Gegenſtände wären; alles ſchien mir verſchönert durch den Gedanken, daß ſie hier bald bei mir ſein werde, und doch fand ich wieder nichts gut genug. Vielleicht wird aber dieſe Einfachheit meiner Wohnung ihr gefallen; ich wenigſtens ziehe ſie allen modiſchen Verſchönerungen vor, da ſie am beſten zu meiner Lage und meinem Karakter paßt.

Alle meine Leute und Nachbarn nehmen den herzlichſten Antheil an meinem Glücke, und bei-fern ſich um die Wette, Ida ſo gut wie mög-lich zu empfangen. Der Antheil dieſer guten Menſchen rührt mich zu Thränen. Jakob und Marie ſind am frohſten und geſchäftigſten, und ich habe mir von ihnen bei dieſer Gelegenheit

das Verſprechen wiederholen laſſen, daß ſie mich, ſo lange ich lebe, nicht verlaſſen wollen. O mein Freund, mit welcher entzückenden Rührung blicke ich in die Zukunft! ich werde eine Gefährtin um mich haben, die alle meine Freuden, meine Geſinnungen, meine Gefühle theilt, die die Einfachheit meiner Lebensweiſe billigt, die Einſamkeit und den unverkünſtelten Umgang guter treuherziger Menſchen liebt und glücklich ſein wird mit mir und durch mich. — Sie ſoll es werden; ich gelobe es heilig. — Sobald ich von Stettin zurückkomme, ſchreibe ich Dir wieder. —

Vierter Brief.

Schon früher, mein Freund, hätte ich Dir ſchreiben, Dir ſagen ſollen, wie glücklich ich bin! — in jeder Zeile dieſes Briefes möchte ich es Dir wiederholen, Dir nichts ſchreiben, als die drei Worte: ich bin glücklich! — Meine Frau iſt hier; ich ſchreibe an ihrer Seite — alles um mich her ein Bild der Ruhe ſeliger

Zufriedenheit. Sie iſt unbeſchreiblich liebenswürdig, meine Frau — ſie ſchenkt mir, was ich nicht mehr hoffen durfte, ihr Herz — ſie liebt mich. Seit vier Tagen ſind wir hier. Alle unſre Unterthanen waren bei unſerer Ankunft verſammelt — der Hofplatz war mit grünen Zweigen beſtreut — die jungen Mädchen brachten meiner Frau einen Blumenkranz. Ich hörte ihre Wünſche für unſer Glück, ich hörte, daß ſie die gnädige Frau ſehr ſchön fanden. Nie waren mir dieſe guten Menſchen lieber geweſen. Ich dankte ihnen herzlich und ließ ſie die Nacht durch tanzen. Mein alter Jakob hatte ſeinen Gottestiſchrock angezogen und ſich, was ich ihm noch nie angeſehen habe, Jabots und Manſchetten zugelegt. Unaufhörlich um ſeine neue Gebieterin beſchäftigt, ſuchte er in ihren Augen zu leſen, was ſie wohl fordern könnte. Er und Marie hatten eine Gaſterei bereitet, die, ſtatt für meine Frau und mich, wenigſtens für ein Dutzend Perſonen berechnet zu ſeyn ſchien. Nachmittags kamen unſere Nachbarn, —

ſie waren gegen meine Frau etwas blöde, aber gegen mich zeigte ſich ihre Freude in den allerkräftigſten Händedrücken. Meine Frau war zum Unglück von der Reiſe ſehr ermüdet und konnte an unſrer Freude nur wenig Theil nehmen. Auch iſt ſie noch nicht wieder ganz wohl und auch nicht ſo heiter, wie ſie in Stettin war. Dieß iſt eine natürliche Folge des Ueberganges vom geſelligen Stadtleben zu der Einförmigkeit des Landlebens in einer ſo ungünſtigen Jahreszeit. Es iſt kein kleines Opfer, das ſie mir gebracht hat und ich will alles thun, es ihr zu verſüßen; ich möchte, daß ſie in jedem Augenblick neuen Anlaß fände mich zu lieben und ſich zu tröſten. Ich hatte z. B. in Hinſicht meines Wohnhauſes ſehr Unrecht; es iſt zu ſchlecht eingerichtet, zu einfach möblirt. Dieſe großen Zimmer ohne Kabinette, dieſe gewaltigen Kachelöfen und gewirkten Tapeten können einer Frau von Geiſt und Geſchmack nicht gefallen. Wie leicht laſſen ſich da nicht kleine Aenderungen treffen, die doch beitragen werden, Ihr

unſre Wohnung angenehmer zu machen. Sie hat darin mehr Einſicht und Geſchmack als ich, und ich kann alſo nichts beſſeres thun, als ihr dieſe Veränderungen zu überlaſſen.

Meine Frau findet, daß ich zu lange ſchreibe. Geſtehe, daß dieſe kleine Eiferſüchtelei reizend iſt — ſie will, daß ich nur für ſie lebe, mich nur mit ihr beſchäftige, und wahrlich, vor meiner Heirath war ich zu frei, zu unabhängig. Keiner kümmerte ſich um mich, keiner hatte ein Recht auf meine Zeit — wie ſüß iſt es nicht dagegen, dieſe einer geliebten Gattin zu widmen! Alle im ganzen Hauſe ſind wie ich voll Beſtreben, ihr zu gefallen. — Unſer Hausſtand iſt wenig vermehrt; ein Kammermädchen hat ſie mitgebracht und einen Bedienten mehr will ich noch annehmen. Es giebt jetzt manche kleine Verwirrung und häusliche Sorge, die ich früher nicht kannte, die ich aber gar nicht unangenehm finde, und die natürlich ſind, weil meine Frau alles erſt nach ihrem Willen einrichten muß. Sie will, daß ich aufhöre. Adieu!

Fünfter Brief.

Lieber M., ich begreife mein jetziges Leben nicht; keine meiner Ideen und Erwartungen verwirklicht ſich und täglich werde ich eines neuen Irrthums gewahr. Ich möchte Dich um Rath fragen und vermag nicht auszudrücken, was ich empfinde. Ich fühle mich meiner Frau gegenüber gedrückt und verlegen; ich glaubte, daß die Innigkeit des ehelichen Verhältniſſes jene Offenheit und jenes Vertrauen herbeiführen würde, die ich mir als die ſüßeſten Reize deſſelben dachte; man ſage ſich, was man denke; man höre und ſpreche mit jenem Intereſſe, das Gemeinſchaftlichkeit und Einheit des Zweckes herbeiführt. Wie ſehr habe ich mich geirrt! Ida vertraut mir nicht und ich bin auch nicht freimüthig gegen ſie. Ihre und meine Anſichten ſind eben ſo verſchieden, wie es unſer Geſchmack und der Kreis unſrer Ideen ſind. Vergeblich ſuche ich ihren Neigungen, ihrem Geſchmacke zu begegnen; ich treffe ſie nie. Alles, was ſie umgiebt, ſteht in einer Art von Widerſpruch

mit ihr; ſie eignet ſich nichts von meiner Lebensweiſe an — meine Geſellſchaft hatte keinen Reiz für ſie; ſie fühlt bei allem, was ihr begegnet, geiſtige Leere, und iſt lieber einſam in ihrem Zimmer, als bei mir, und doch ſind wir erſt drei Monate verheirathet! — Sie lieſt gerne, ſie ſchreibt viel und widmet den ganzen Tag dieſen Beſchäftigungen. Sind wir zuſammen, ſo ſind unſere Unterredungen einſylbig, der Gang unſerer Ideen und ihr geiſtiger Nahrungsſtoff ſo verſchieden, daß er ſo wenig Mittheilung zuläßt, als müßten wir uns zu derſelben des Organs einer fremden Sprache bedienen. Das einzige, was ſie noch einigermaßen intereſſirt, ſind die Veränderungen, die ſie im Hauſe und auſſer demſelben vornehmen will. Nichts iſt nach ihrem Sinn; ich werde von unruhiger Begierde gequält, etwas zu thun, das ihr gefällt und meine Lebensweiſe nach ihrem Wunſche einzurichten, ohne eins von beiden erreichen zu können. Der Fehler liegt gewiß größtentheils an mir; aber ich will ihn verbeſſern,

koſte es auch, was es wolle. Ich will glücklich ſein; ich kann dies nur in dem Glücke meiner Frau ſein, und alles alſo, was ich für ihr Glück thue, geſchieht für mein eigenes. Die Stärke dieſer Empfindung wird mir Kraft geben, aus dem Wege zu räumen, was der Erreichung meines Zweckes im Wege ſteht. Meine Frau iſt zu gefühlvoll, um den Anblick eines durch ſie unglücklichen Mannes ertragen zu können — ſie iſt klug, gut und tugendhaft — ich muß alſo glücklich ſein. Ich habe mich nur bis jetzt zu ungeſtümem Vergnügen überlaſſen, von den Gegenſtänden reden zu können, die mich beſchäftigen; ich habe meine Frau damit beläſtigt und gelangweilt. Was mich ergreift, macht auf ſie keinen Eindruck — wie ungerecht wäre es aber nicht, ſie dafür verantwortlich machen zu wollen! Sie lebte immer in der Stadt, wo das Leben in ganz anderer Geſtalt erſcheint, die Meinung allgewaltig über die Eindrücke herrſcht, die wir in uns aufnehmen, und jedes Vergnügen Befriedigung der Eitelkeit heiſcht,

kurz, wo man gewohnt iſt, mehr für Andere als für ſich ſelbſt zu leben. Ich dagegen bin gewohnt, ohne alle Anſprüche zu leben und mir meine Freuden aufzuſuchen, ohne ſie zu erwarten, da ich kein anderes Recht auf ſie kenne, als die Fähigkeit, ſie zu genießen. Dieſe Verſchiedenheit des Sinnes muß wohl zuweilen kleine Mißtöne hervorbringen, aber ſie müſſen uns nicht verhindern, glücklich zu werden. — Warum kann ich den Zweifel daran nicht ganz beſiegen? —

Gerne gäbe ich Dir eine Darſtellung unſers häuslichen Lebens — aber — unſre Tage ähneln ſich nicht, unſre Weiſe ändert ſich täglich und die Langeweile der Einförmigkeit wird uns nie erreichen. Erinnerſt Du Dich noch des kleinen, blauen Kabinets? aus ſeinem Fenſter überſehe ich meine ganze Wirthſchaft, und nur das Meer begränzt gerade aus die weite Ausſicht. Die erſten acht Tage haben wir da gefrühſtückt; nachher ward es meiner Frau zuwider. Sie liebt das Geräuſch der Feldarbeiter nicht; der

ihr Hühnerhof iſt für ſie ein zu gemeiner Anblick; das Kabinet ſelbſt zu hell, die Morgenſonne zu blendend — kurz, wir frühſtücken nicht mehr zuſammen. Es iſt lächerlich, daß ich, der ich meine Frau zu jeder andern Tageszeit ſprechen kann, dies ſo ſchmerzlich als Entbehrung fühle — aber ich habe die Morgenzeit ſo vorzüglich lieb — ſie hat auf den ganzen übrigen Tag Einfluß — alle Ideen ſind des Morgens klarer und freier, die Empfindungen reiner und kräftiger, die Seele mehr zur Mittheilung geſtimmt. In dieſen Stunden ſinne ich über die Verbeſſerung meines Gutes und über fremden Mangel, fremdes Unglück nach, um ihm abzuhelfen. — Wie ſüß hatte ich es mir gedacht, meine Frau dann neben mir zu haben und dieſe Gegenſtände mit ihr zu überſprechen. — Statt deſſen ſind unſre Mahlzeiten einſylbig, unſer Zuſammenſein gezwungen und geſpannt, und der Tag ſinkt, ohne daß wir einen jener Augenblicke geteilt hätten, die wie das Anſchauen eines

heitern Sonnenuntergangs Friede und Ruhe in der Seele zurücklaſſen.

Sechſter Brief.

Könnte ich doch meinen Reflexionen, meiner unruhigen Thätigkeit, meiner leidenſchaftlichen Spannung entſagen! könnte ich vorzüglich eine Idee verbannen, die mich peinigt, die, daß meine Frau mich nicht liebt! Fühlſt Du das ſchreckende Gewicht dieſes Wortes und ſeines unausweichbaren Einfluſſes auf die ganze Zukunft bis hin an die äußerſte Grenze meines Lebens? — Ach ich bin vielleicht ungerecht gegen ſie! — Vielleicht iſt es nur Verſchiedenheit des Ausdrucks unſerer Liebe, der mir bei ihr als Gleichgültigkeit erſcheint. — Aber ich leide und ſie gewöhnt ſich daran, mich ruhig leiden zu ſehen! — ſie iſt ſelbſt nicht glücklich, und das führt mich immer auf jene troſtloſe Idee zurück. Ich ſinne, grüble, was eine Frau als Gattin glücklich machen muß, und wenn ich es gefunden zu haben glaube und zur Ausführung

ſchreite: ſo finde ich, daß ich geirrt habe. Was ich zu vermeiden ſuchte, iſt gerade das, was ich thun mußte; was ich thue, iſt gerade das, was ich vermeiden mußte, und ſelbſt meine Abſicht wird ihr verdächtig. Zuweilen genieße ich des ſüßen Glückes, daß mir mein Wunſch auf Augenblicke erreicht ſcheint; Muth und Hoffnung erwachen; mein Herz ergreift dieſen glücklichen Moment und genießt ſeiner mit Entzücken — aber dieſe Momente werden immer ſeltener und in der Regel iſt mein Leben ein ewiger Kampf. Mein einziger Troſt iſt der Gedanke, daß Ida mich einſt lieben wird, wenn ſie mich auch jetzt nicht liebt. Mit einem gefühlvollen, geiſtreichen, tugendhaften Weibe verbunden muß ich glücklich werden. Befremdend iſt es mir, daß ſie, bei ihrem tiefen Gefühl, einem ſo iſolirten Leben Geſchmack abgewinnen kann, als ſie ſich mehr und mehr anbildet, und nie das Bedürfniß empfindet, beglückend und erheiternd auf mich oder auf irgend ein anderes menſchliches Weſen zu wirken. Sie bedarf keiner Geſellſchaft; alles

was mich umgiebt, mich beſchäftigt, iſt ohne Intereſſe für ſie, und ſie überläßt ſich, ohne die geringſte Rückſicht auf mich, ihren Neigungen. Will ich mit ihr reden, ſo hat ſie bald einen Brief zu ſchreiben, bald ein Buch zu leſen, das ſie daran verhindert. Oft iſt ſie durch dieſe oder jene häusliche Kleinigkeit verſtimmt, und ihre eigene Bildung verleidet ihr den Umgang aller unſerer Nachbarn. Ich kenne an ihr nur eine leidenſchaftliche Neigung: Leſen und Schreiben. Dieſen Beſchäftigungen widmet ſie ganze Tage und ſie ziehen ſie von allem andern ab. Daraus entſtehen Inkonvenienzen, die wahrlich das Leben verbittern. Ich hatte auf eine Hausfrau gerechnet, und doch, das wollte ich noch verſchmerzen; aber daß die Lektüre und der Schreibtiſch ihr meinen Umgang, meine Unterhaltung ganz entbehrlich machen, das — es iſt wahre Eiferſucht, die mich darüber plagt. Aus dem angenehmſten, munterſten Mädchen, deren Geiſt der Unterhaltung immer neuen Reiz zu geben, dem Alltäglichen immer neue Seiten abzu-

gewinnen mußte, iſt die einſylbigſte, verſchloſſenſte aller Frauen geworden. — Es iſt meine Pflicht, ſie durch Geduld, Zärtlichkeit und Klugheit zu ihrem ehemaligen Karakter zurückzuführen. Eins dieſer Mittel muß mich zum Zwecke führen, und wer wird dann glücklicher ſeyn, als ich? —

Siebenter Brief.

Seit fünf Wochen habe ich keine Nachricht von Dir, und daran iſt wahrſcheinlich die Langweiligkeit meiner Briefe ſchuld. Immer und immer rede ich Dir nur von mir. Meine ehemalige abgezogene, einförmige Lebensweiſe hat mich daran gewöhnt, mir ſelbſt genaue Rechenſchaft von allen Eindrücken und Empfindungen abzulegen, und gewohnt, Dir alles mitzutheilen, überlaſſe ich mich jetzt um ſo mehr dem Reiz unbedingten Vertrauens, da ich Deines Rathes, Deiner Leitung bedarf. Du kennſt die Weiber beſſer als ich, Du kannſt meine Ideen über ſie berichtigen. Ich will es glauben, daß

Du ohne alle Kunſt mit Deiner Frau glücklich biſt, und daß ihre Liebe, ihre Sanftmuth, ihre ruhige Vernunft alle kleinen Ungleichheiten eines Karakters auszugleichen weiß — gehört aber nicht oft mehr Verſtand dazu, des Glückes zu genießen, als das Unglück von ſich abzuwenden? Auch meine Frau iſt liebenswürdig, klug, gebildet — auch ich ſollte glücklich ſeyn. — Ich werde es auch hoffentlich werden, ſobald ich mit einer gewiſſen Fühlbarkeit im Reinen, jene Treue beſiegt habe, die es mir ſo unendlich ſchmerzlich macht, mich von etwas loszureiſſen, das mir lange theuer geweſen iſt. Früher von allem geliebt, was mich umgab, liebte ich alles, und im ganzen Kreiſe meines Wirkens und Empfindens gab es für mich keinen gleichgültigen Gegenſtand. Ich rechnete bei Ida auf gleiche Empfindungen; ich glaubte, daß das Gefühl mich zu beglücken, zu ihrem Glücke beitragen würde, und das Erkennen dieſes Irrthums iſt mir ſehr, ſehr ſchmerzlich. Ich tadle mich, aber ich leide nichts deſto weniger, wenn ich ſehr,

wie meine Frau ſo gar nichts von dem liebt, was ich liebe, alles ändert und verwirft, was mir gefiel, und ſtatt meine Freuden durch ihre Theilnahme zu verdoppeln, ſie ſpottend unter die Füße tritt. Ich war mit meiner Lage zufrieden — meine Frau glaubt es erſt in ferner Zukunft werden zu können, wenn alles um ſie her verändert iſt; ſie muß erſt durch Zeit und Aufwand erkaufen und hervorbringen, was ich ſchon lange zu beſitzen glaubte. Man beweiſt mir, daß ich geſchmacklos bin, wie alles, was mich umgiebt; man demonſtrirt mir mit vielem Geiſte, daß meine bisherige Zufriedenheit armſelige Beſchränktheit, mein Glück Gemeinheit des Sinnes und flache Alltäglichkeit war, und daß ich, um mich daraus empor zu arbeiten, dies ſelbſt einſehen, und alles verwerfen muß, was mir bis jetzt Freude machte. Ich liebe z. B. das Amöblement meines Hauſes; dieſe alten Tapeten, dieſe Familiengemälde, dieſe gewaltigen Lehnſtühle. Dieſe Möbeln hat mein Vater ſchon gehabt, ſein Andenken ruht auf ihnen;

ihnen; ich halte etwas darauf. Ueberdem raubt mir die Ausgabe, sie durch neue zu ersetzen, Freuden, für deren Genuß mein Herz empfänglicher ist. Der Plan dieser Veränderung ist indessen entworfen; und meine Frau hängt so daran, daß ich mich darein ergeben muß. Man wird bei ihrem Zimmer anfangen; mein Vater bewohnte es ehmals, nachher ich; jetzt soll es eine Bibliothek, ein Lesekabinet, und Gott weiß, was sonst noch alles, werden. — Glaube nicht, daß ich diese Empfindelei, sich an leblose Gegenstände so innig zu hängen, an mir billige; — ich sage es mir im Gegentheil täglich, daß diese Verschiedenheit der Ideen und Empfindungen mich nicht abhalten muß, glücklich zu sein. — So sehr ich aber auch die ausgezeichnete Geistesbildung meiner Frau schätze, so kann ich es mir doch nicht verbergen, daß sie ihrem Glück und ihrem Frieden nachtheilig ist, und ich wünsche mir zuweilen Glück, sie nicht zu besitzen. Ich erblicke oft die dunklen Seiten der Dinge nicht; das Alltägliche genügt mir;

meine Forderungen an das Leben und die Menſchen ſind leicht befriedigt, und ich ziehe dieſe Beſchränkung dem Reichthum vor, der allenthalben Mangel findet, und doch aus ſeiner eigenen Fülle nichts mitzutheilen vermag.

Aber gewiß wird Ida ſich künftig an ihre Verhältniſſe mehr gewöhnen, und nur der Anfang unſerer Ehe dieſe Dornen tragen. Fremd auf dieſer Inſel, ohne Wirkungskreis für ihre Talente, ohne Spielraum für ihren Geiſt, bedarf ihre Vernunft Anſtrengung und Zeit, um ſie zu andern, unſerm gemeinſchaftlichen Intereſſe günſtigen Anſichten zu führen. Sie kann ſo liebenswürdig ſein — o M.! wie glücklich werde ich ſein, wenn ſie ſich einſt in dem Bewußtſein, daß ich es durch ſie bin, gefällt, und ihr Geiſt dann unſer Glück würzt und veredelt, wie er es jetzt zerſtört! —

Achter Brief.

Ich habe vor meiner Heirath zu abgeſondert, zu ungebunden gelebt; mein Karakter iſt

dadurch zu unbiegſam geworden. Ich vertheidige oft Gefühle und Meinungen, auf die ich einen großen Werth ſetze, wenn gleich der Gegenſtand ſo unbedeutend iſt, daß man ihn vernünftigerweiſe willig dem gegenwärtigen Augenblick aufopfern ſollte. In meinem Alter iſt es ſchwer, dieſen Fehler abzulegen, und doch muß ich es, wenn ich nicht das Opfer meines Karakters werden will, der mich kleine, unbedeutende Vorfälle zu kränkend, zu ſchmerzlich empfinden läßt. Ich gebe freilich meiner Frau nach, weil ich ihrer kummervollen Miene nicht widerſtehen kann, — mit jemand zuſammen zu leben, der ſich unglücklich fühlt, unglücklich durch meine Schuld, iſt eine Pein, die ich nicht zu ertragen weiß. Ich gebe daher nach, aber ich leide. Vorzüglich habe ich dies bei den Veränderungen empfunden, die in meinem Hauſe vorgenommen ſind. Jeder hat das Recht, ſein Haus einzurichten und zu bewohnen, wie es ihm beliebt, meine Voreltern haben dies gethan, warum ſollte meine Frau nicht auch dazu berechtigt ſeyn? —

Doch konnte ich, als ich darin alles niederreiſſen und umgeſtalten ſah, ein Gefühl nicht bekämpfen, in dem meine Frau nur den Geiſt des Widerſpruchs fand. Wären dieſe Veränderungen wenigſtens nur nach und nach vorgenommen! jetzt haben ſie mich in Ausgaben verwickelt, auf die ich nicht gerechnet hatte; ich habe vieles auf Rechnung machen laſſen müſſen, die ich erſt vom Ertrag meiner diesjährigen Erndte werde bezahlen können. Dieſe Art von Unruhe und Verlegenheit habe ich nie gekannt. Ein anderer Vorfall hat mich aber weit ſchmerzlicher ergriffen. Du kennſt das Bildniß meines Vaters, das in meinem Eckzimmer hing. Es iſt ſchlecht gemalt, das Kolorit durch die Zeit geſchwärzt, der Rahmen altmodiſch; aber es gleicht ihm vollkommen, und ich ſetze unendlichen Werth darauf. Ida wollte nicht, daß es in dem Zimmer bleiben ſollte. Sie zergliederte mir alle Fehler der Zeichnung, — das Koſtum beleidigte ihr Auge — das Ganze war veraltet und geſchmacklos. Sie wiederholte mir, daß

die Gemeinheit und Flachheit ihrer hieſigen Umgebungen ſie täglich verletze; — ihr Geiſt ſei nicht geſchaffen, in einem ſolchen Pflanzendaſein zu vegetiren, — um meinetwillen habe ſie allen Genüſſen entſagt, die das Leben zu würzen vermöchten, und ich würde ſehr grauſam handeln, wenn ich ihr nicht einmal erlauben wolle, die Zimmer nach ihrem Geſchmack zu möbliren und einzurichten. Ich ſah Thränen in ihren Augen; ſie fühlte in meiner Weigerung nur die Härte, ihr zu verſagen, was, für mich von großem Gewicht, ihr nur eine Kleinigkeit ſchien. Ueberwunden rief ich Jakob, und befahl ihm, eine Leiter zu bringen. Als er ſah, daß es dem Portrait meines Vaters galt, blieb er unbeweglich ſtehen, ein Bild ſtaunenden Erſchreckens, und ließ es mich allein abnehmen, als fürchte er, an dieſer Handlung Theil zu nehmen. Stumm trug ich das Bild in mein Zimmer; — da iſt es der Gegenſtand meiner Ehrfurcht, und tröſtend iſt es für mich, meine Augen zu ihm aufzuſchlagen, als bitte ich es um Verzeihung. —

Ida fand dieſe Art zu empfinden bei einem Manne meines Alters lächerlich; ich hätte den Bedienten gebrauchen ſollen, es abzunehmen, — ich hätte ihn ſchelten ſollen, daß er mit ſeiner gewöhnlichen unerträglichen Langſamkeit kam und ging. Der gute alte Jakob iſt ſo alt! — ich hatte das früher noch nicht ſo bemerkt; er wartet ſo langſam auf, ſo ganz ohne ſtädtiſche Eleganz. Alle Mühe, ihn zu formiren, iſt vergeblich; — man ſollte ihn verabſchieden. — Ich Jakob verabſchieden? guter Gott! wie wäre das möglich? — ich mich von dieſem alten, treuen Menſchen trennen, der meinem Vater ſchon ſo lange gedient, mich als Kind auf ſeinem Arm getragen hat? — der bloße Gedanke daran zerreißt mein Herz. — Ich hätte meine Frau für zu gut, zu gefühlvoll gehalten, um dies je zu fodern; aber es iſt ſeit drei Tagen bei ihr eine ausgemachte Sache. Ich habe ihr kein Wort auf dieſe Aeußerung erwiedert; ich war zu bewegt. Muß denn Jakob ewig dienen, frägt ſie, weil er ſo lange gedient hat?

man kann ihn dafür belohnen, und er wird an jedem andern Orte ruhiger, und eben ſo glücklich leben. Gewohnheit nimmt man oft für Anhänglichkeit, und die Bequemlichkeit ſeiner Frau und ſeines Hauſes ſind doch wohl Gegenſtände, die vorzüglich beachtet werden müſſen!

Ich bin nicht mehr jung, mein Freund, aber meine Seele iſt es. Nie iſt ſie durch die Falſchheit der feinen Lebensart und des guten Tones abgenutzt. Die Uebertreibung, mehr zu ſagen, als man fühlt, habe ich ſtets als Lüge vermieden. Ein liebenswürdiges Nichts kann mich ſo wenig entzücken, als eine Kleinigkeit mich zur Verzweiflung bringen. Eben ſo wenig kann ich die einfache Wahrheit meiner Empfindung mit Floskeln und ſentimentalen Redensarten aufputzen, und ſo muß ich es mir gefallen laſſen, für einen Menſchen zu gelten, der, beſtimmt zu vegetiren, jedes Aufſchwungs der Seele, jedes Adels der Menſchheit beraubt iſt. In dem bisherigen Umgange mit meinen Nach-

baren bedurfte meine Herzlichkeit keines Aufwandes ſchöner Ausdrücke; jede Künſtelei war mir fremd, und ich gab mich offen und einfach, wie ich bin. Jetzt iſt das anders. Von dem Gatten einer geiſtvollen, gebildeten Frau fordert man mehr, das habe ich kürzlich ſehr bitter fühlen gelernt. Wir waren einige Tage in Swinemünde, und zu Ida's Freude fand ſie unter den Badegäſten mehrere Bekannte. Entzückend und entzückt war ſie liebenswürdiger und glänzender denn je. Mir war dieſer Zirkel fremde, ſeine Unterhaltung oft unverſtändlich; das verſtimmte mich, und Ida, die ein Dutzend Perſonen eingeladen hatte, uns zu beſuchen, wollte mich lehren, wie ich mich benehmen müſſe, um von dieſer Geſellſchaft die Egards zu erhalten, die ſie mir wünſche. — Es war mir bis zu dieſem Tage unbekannt geblieben, daß ich nicht der Achtung genöſſe, die ich verdiene. Ich war immer über die Meinung anderer ruhig, weil ich mich auf ihre Gerechtigkeit verließ, bis daß Ida mir zu verſtehen gab, daß ich mich anders

benehmen müſſe, als bisher. Es iſt hart, in ſeinen eigenen Augen gedemüthigt zu werden, aber es iſt viel, viel grauſamer, ſich in den Augen ſeiner Gattin erniedrigt zu wiſſen. Ich fühle es täglich mehr, welche geringe Meinung meine Frau von dem Geiſte, dem Geſchmacke ihres Gatten hat, und dies Gefühl durchdringt mein Herz mit einer Schwermuth, die mich nicht mehr verläßt. Ich bringe mit gekränkter Seele halbe Tage einſam in meinem Zimmer zu, ohne mir deutlich bewußt zu ſein, was ich denke oder empfinde. Mein Hund allein iſt bei mir, und reißt mich zuweilen durch ſeine Liebkoſungen aus meiner dumpfen Bewußtloſigkeit. Mein jetziges Zimmer liegt am äußerſten Ende des Hauſes; er iſt nicht daran gewöhnt, und winſelt oft vor der Thür meines ehemaligen Zimmers, zu dem ihm ſchon ſeit lange der Zutritt verſagt iſt. Ich bin ſchwach genug, meine Traurigkeit dann noch durch ſein Winſeln vermehrt zu fühlen.

Gewiß erſcheine ich Dir ſehr klein — vielleicht ſchämſt Du Dich Deines Freundes. Aber nein! ich traue Dir viel Nachſicht zu. Noch hat mich auch die Hoffnung einer beſſern Zukunft nicht ganz verlaſſen. Je mehr ich aber über meine jetzige Lage nachdenke, je trauriger werde ich. Ich glaubte, Ida und ich würden ganz natürlich und einfach mit und durch einander glücklich ſein, ohne daß es dazu erſt viel an uns zu beſſern und zu ändern gäbe. — Man ſollte es verſtehen, ſich mit den Verhältniſſen zu ändern; aber ich fürchte, daß meine Seele eher bricht, als daß ſie eine neue Form annimmt. — Ich ſchäme mich meiner Niedergeſchlagenheit; ich denke traurig an das, was ich ehemals liebte. Vielleicht iſt aber meine Geſundheit an dieſer trüben Stimmung ſchuld. Ich mache mir zu wenig Bewegung. Ich werde wieder viel auf die Jagd gehen; dieſer Zeitvertreib wird mir willkommner denn je ſein; es wird mir wohl thun, einſam in dieſen düſtern Wäldern herumzuirren.

Neunter Brief.

Mit welcher Beklemmung ſetze ich mich heut zum Schreiben nieder! Jakob — mein armer Jakob! Thränen benetzen dies Papier. Geſtern Morgen ſah ich ihn mit ſchnellen Schritten vom Hofe gehen. Wo willſt du hin? rief ich ihm zu; — keine Antwort. Ich eilte ihm nach: Wo willſt du hin, Jakob? — Ich gehe fort, Herr Hauptmann, antwortete er mir mit bewegter Stimme. — Wie, du willſt fort? — Er trocknete die Augen mit der Hand und ſagte mir dann, daß er das Unglück gehabt hätte, eine von den Puppen der gnädigen Frau zu zerbrechen, worauf ſie ihm befohlen hätte, ſogleich das Haus zu verlaſſen. Ich faßte ſeine Hand und verſicherte ihm, daß ich Herr des Hauſes ſei und nicht darein willigen würde. Er fiel mir beinahe zu Füßen. Nein, nein, rief er, und Thränen ſtrömten von neuem über ſein ehrwürdiges Geſicht, ich will lieber ſterben, als die Urſache einer Zwiſtigkeit zwiſchen ihnen ſein. Die gnädige Frau iſt Ihre Frau — es iſt billig,

daß Sie ihr in allem gefällig ſind — ich bin alt; ich bin es nicht gewohnt, mit dieſen zierlichen Möbeln, dieſen Puppen umzugehen — ich kann Sie nicht mehr ordentlich bedienen, und bedaure von Herzen das Unheil, das ich angerichtet habe. Alles was ich ihm ſagte, konnte ſeinen Entſchluß nicht erſchüttern; er bat mich flehentlich, ihn gehen zu laſſen, und ſagte mir, daß er ſich im nächſten Dorfe bei einem Verwandten einmiethen, und dann wieder kommen werde, ſeine Sachen abzuholen, um von mir Abſchied zu nehmen. —

Von ihm ging ich zu meiner Frau, in der Abſicht, mich zu beklagen, und mich durchaus ſeiner Verabſchiedung zu widerſetzen. Verdruß, Aerger, und die Furcht, dieſen zu lebhaft auszudrücken, verhinderten mich zu reden, und ich ging ſchweigend und unmuthig im Zimmer auf und nieder. Ida ſah mich an, und mit dem helleſten Blick und im ſanfteſten Tone fragte ſie: Haſt Du Verdruß gehabt, mein Lieber? — Ja, und das bittern; ich glaubte nicht, daß

Du — Sie unterbrach mich hier, und faßte ſchmeichelnd und liebevoll meine Hand: Wie gut biſt Du, wie ſehr gut, lieber P., meinen Kummer ſo lebhaft zu fühlen, und meine Betrübniß zu theilen. Nie kann ich mich auch über den Verluſt dieſer Büſte tröſten; ſie war ein Meiſterwerk, und Göthen treffend ähnlich. — Ich glaube, Ida, man kann hundert ähnliche Büſten wieder erhalten, aber keinen Bedienten wie den armen Jakob. — Ihr Ton änderte ſich und wurde zornig. Wie, ſagte ſie mit einer Lebhaftigkeit, die ich noch nicht an ihr kannte, von einem ſolchen Kunſtwerk kannſt Du ſo gleichgültig reden? — nenne mir den alten Kerl, den ungeſchickten Taugenichts nie wieder, wenn Du mir nicht Dein Haus unerträglich machen willſt. Als ich Dir hieher folgte, glaubte ich nicht ſo ſchlecht bedient zu werden. — Ich wollte ſie beſänftigen: ich ſchwur ihr, daß ſie eine ähnliche Büſte haben ſollte, koſte ſie, was ſie wolle, aber Jakob könne mir nie erſetzt werden. — Nun wohl, ſagte ſie

bitter, Du biſt Herr, und kannſt befehlen, und ſo empörend es auch für das feine, weibliche Gefühl iſt, als Gattin der Gewalt roher Macht folgen zu müſſen: ſo kenne ich doch meine Pflicht, gehorchen zu müſſen, und werde ſie erfüllen; aber wiſſen ſollſt Du, daß Du mich elend machſt, und daß es meiner unwürdig iſt, um eines Dienſtboten willen mißhandelt zu werden. — Ich näherte mich ihr, ich ſah Thränen in ihren Augen, und betheuerte ihr innig, daß, weit entfernt, eine Frau, die ich liebe, zu mißhandeln, ich ihr nur vorſtellen wolle. — Bei dieſem Worte floſſen ihre Thränen ſtärker; ſie war leidenſchaftlich betrübt. — Gerührt, erſchrocken warf ich mir meine Härte vor — ich tröſtete, beruhigte ſie; ſchwur ihr, daß ſie Jakob nicht wieder ſehen ſolle, und opferte ſo Billigkeit, Gerechtigkeit, ſo wie mein eignes Gefühl auf, ohne etwas anders bewirkt zu haben, als ihr Kummer zu verurſachen, und den meinen zu vergrößern.

Nie werde ich etwas gegen ſie durchſetzen,

nie mehr Kraft, mehr Gewalt über ſie und mich haben. Durch mich leiden heißt mich beſiegen. Jakob kam dieſen Nachmittag wieder, ſeine Miene war ſtill und ruhig; er packte ſeine Sachen ein und kam dann auf mein Zimmer, mir Rechenſchaft von den Geſchäften abzulegen, die er bis jetzt verwaltet hat. Aber als es zum Abſchied nehmen kam, verließ ihn ſeine erkünſtelte Faſſung: ich werde meinen lieben, guten Herrn ſtets ſegnen und für ihn beten, ſagte er mir weinend. Ich war unausſprechlich gerührt und beſchämt. Als er wegging, begleitete ich ihn bis zu ſeinem künftigen Aufenthalt. Ich beſah ſein Zimmer; ich ſorgte für ſeine Bequemlichkeit. Es wird ihm nicht an Wartung und Pflege fehlen, und der Gedanke, daß dieſer brave Menſch ſeine Tage in Frieden und Ruhe endigen wird, iſt mein einziger Troſt.

Als ich zu Hauſe kam, fand ich Deinen Brief vor. Ich fühle die Richtigkeit alles deſſen, was Du mir darin über meine Lage ſagſt. Güte und Geduld ſind aber Tugenden, deren Werth

bei unſerm Geſchlechte nur der rohe Menſch verkennen kann. Es iſt uns Männern ſo leicht, heftig und gewaltthätig zu ſein, daß wir gewiß mehrerer und edlerer Kraft bedürfen, uns nachgiebig und huldſam zu zeigen. Glücklich aber der Mann, der ſein Gefühl zu beherrſchen und zu beſiegen vermag, ohne es zu ertödten, wenn es in ſich ſelbſt verletzt iſt! —

— Hier unterbrach mich Marie. Mit rauhem, gleichgültigem Tone ſagte ſie mir, ſie bitte mich, mich nach einer andern Haushälterin umzuſehen; ihre Schweſter ſei krank und ſie müſſe zu ihr. — Aber Marie. — Ohne meine Antwort abzuwarten, ſetzte ſie hinzu, daß zu einer neuen Einrichtung auch neue Dienſtboten gehörten, die gnädige Frau liebe die alten Leute nicht und laſſe ſich neue Dienſtboten von Stettin kommen, mit denen ſie ſich doch nicht vertragen würde. Wie, ſagte ich, nachdem ſie achtzehn Jahr in dieſem Hauſe gedient hat, will ſie mich jetzt verlaſſen? — Sie beſtand darauf, und ich entließ ſie alſo mit der Verſicherung,

daß

daß ſie thun könne, was ſie wolle, und daß ich ihr ihren bisherigen Lohn auf Lebenszeit zuſichre. Alle dieſe Weſen, die mich verlaſſen und ſich von mir entfernen, betrüben mich auf eine ſonderbare Art. Mir iſt, als ob ſich eine Wüſte um mich bilde. Und du, mein alter, treuer Hektor, wirſt du mich auch verlaſſen? — Das Vergnügen, mit dem du jedem meiner Schritte folgſt, iſt eins für mich. Du haſt das Unglück, deiner Gebieterin zu mißfallen; du darfſt ihr Zimmer nicht betreten, vor ihren Augen nicht erſcheinen. — Mich dünkt, mein Freund, eine Frau verſteht nicht recht ihren Vortheil, wenn ſie die Gegenſtände der unſchuldigen Neigungen ihres Mannes zu verringern ſtrebt. Die Liebe gleicht dem Feuer; je mehr Nahrungsſtoff, je hellere, reinere Flamme. —

Zehnter Brief.

Ich ſchreibe Dir niemals, ohne mich zu wundern, daß ich ſo lange unterlaſſen habe, es zu thun, und daß Du berechtigt biſt, über mein

Stillſchweigen zu klagen. Aber ich weiß mir von nichts mehr Rechenſchaft abzulegen; ich überlaſſe mich mehr und mehr einer dumpfen Niedergeſchlagenheit, die mir wohl thut, weil ſie der Vernichtung ähnelt. Thätigkeit und Fühlbarkeit führen immer irgend einen Verdruß herbei, den die Abgeſtorbenheit mir erſpart haben würde. Ertödtung iſt Wohlthat für mich — abwechſelnd gebe ich mich ihr hin und kämpfe gegen ſie, und wie ich auch handle, ſo bleiben Glück und Frieden mir doch gleich fern und unerreichbar. —

Wie, ſchreibſt Du mir, immer nur Leiden? Ein Mann muß die Kraft haben, ſie abzuwerfen, oder auch die Feſtigkeit, ſie muthig zu ertragen. Aber eben dies Abwerfen, mein Freund, würde es den Pfeil nicht noch tiefer in die Wunde drücken? — und wem ſollte dies Abwerfen zu Gute kommen? — mir, dem keine frohe Zukunft je erſcheinen kann? — leiden, allein leiden, unerrathen von dem, für den man leidet, ohne Macht, ihn durch unſern

Kampf, unſern Muth uns nähern zu können, — o das iſt jener Abgrund der Hoffnungsloſigkeit, auf dem die Zeit ſelbſt unbeweglich einſchlummert. —

Die Jagd iſt jetzt meine einzige Zerſtreuung. Oft verirre ich mich in dieſen öden, unwegſamen Wäldern, und das thut mir wohl. Körperliche Anſtrengung bis zum höchſten Grad der Ermattung iſt ein Gut, dem ich eifrig nachſtrebe. Meine Reitpferde, die mir ehemals ſo viel Vergnügen machten, ſind bis auf eins verkauft. Sie hatten den großen Fehler, nur zu meinem Vergnügen zu dienen, und das war nicht hinreichend, die Koſten ihres Unterhalts zu vergüten, da meine Einnahme jetzt von Termin zu Termin immer weniger zu den Ausgaben hinreicht. Es liegt bei dieſem Verkauf eine ganz vernünftige Berechnung zum Grunde, aber es koſtet mich viel, dies einzuſehen. Ich trenne mich höchſt ungern von etwas, das mir zugehört hat, und das mir lieb iſt; jede Trennung dieſer Art erſcheint mir, als ob ich mich von einem

Theile meines Weſens trenne, und wirklich fühle ich mich jetzt in meinem Hauſe ziemlich fremd. Ohne daß ich es wehren kann, ergreift der thätige, lebhafte Geiſt meiner Frau die Herrſchaft über alles. Sie warf es mir ſo lange vor, daß ich kein Vertrauen in ſie ſetze, bis ich ihr in jener Abgeſtorbenheit, die mich von Tag zu Tag mehr ergreift, auch den größten Theil meiner Einnahme zur willkürlichen Verwendung überließ. Alles, was meine Seele ermannen könnte, entſchlüpft mir, und ich erkenne mich ſelbſt in meiner jetzigen Exiſtenz nicht mehr. Und was iſt ſie denn auch jetzt, meine Exiſtenz? — ich fühle ſie in meiner Eigenliebe, meinen Empfindungen, ſelbſt in den Tugenden, die ich zu haben wähnte, verletzt, und durch die Meinung anderer von mir, vergiftet. Unzufriedenheit und Kummer folgen mir überall, im Zirkel meiner Nachbarn bin ich verlegen und gezwungen; eingeſchreckt von meiner Frau glauben ſie den Unterſchied des Ranges durch Komplimente ehren zu müſſen, und ihre ehemalige

vertrauliche Herzlichkeit iſt verſchwunden. Die Landwirthſchaft intereſſirt mich nicht mehr; ich überlaſſe alles meinem Schreiber (Vogt). Gehe ich auf's Feld, ſo folgt mir ein geheimer Verdruß, der mich bald wieder zu Hauſe treibt. Ehemals betrat ich dieſes nie ohne ein Gefühl innerer Ruhe; ich fürchtete nicht die Unzufriedenheit irgend eines Menſchen mit mir, und wenn ich zuweilen bedauerte, es allein zu bewohnen, ſo war es nicht, weil ich durch eine Verſchiedenheit der Ideen, Gefühle und Meinungen verletzt war. Fände ich mich jetzt in meine alte Einſamkeit, in jene ſonſt geliebte Unabhängigkeit zurück verſetzt, ich würde darin noch weniger glücklich ſein, als ich es jetzt bin. Ein verfehltes Glück läßt uns immer die Sehnſucht und die Idee deſſelben zurück.

Mein eigener Kummer macht mich nicht gegen fremden fühllos. Der alte Förſter Züllow hat ſeinen Sohn, der auf der Inſel Uſedom wohnt, durch den Tod verloren, und iſt dadurch die einzige Stütze ſeiner beiden verwal-

ſeten Enkelinnen geworden, die er zu ſich genommen hat. Dieſe beiden Mädchen ſind allerliebſt. Pauline, die älteſte, iſt eine wahre Schönheit. Beide ſind neunzehn und ſiebzehn Jahre alt; alſo gerade in dem Alter, wo die Schönheit der Töchter ſo oft die Ruhe in den Familien ſtört. Pauline liebt einen jungen Menſchen, den ſie dieſen Sommer in Swinemünde hat kennen lernen, wo er mit ſeinem Herrn, dem Baron Lerſen, einen jungen Ruſſen, noch iſt. Zülow will ſeine Enkelin keinem Bedienten geben, er behauptet, daß Eitelkeit und Faulheit faſt unzertrennliche Fehler dieſes Standes ſind, und wünſcht ſie lieber an einen hieſigen jungen Pachter zu verheirathen. Er ſowohl als Pauline ſuchen mich für ihr Intereſſe zu gewinnen, und es iſt mir ſchwer geworden, darüber zu entſcheiden. Mich dünkte, der Alte hatte nicht Unrecht, und beurtheilte Paulinens Zukunft richtiger, als ſie; — aber die Liebe! — und Pauline iſt ſo rührend, wenn ſie mit Thränen im Auge ver-

ſichert, daß ſie nie einen andern, als ihren geliebten Flint heirathen kann. — Sie hat endlich geſiegt, und ich habe Zülow beredet, ſeine Einwilligung zu geben. Flint nimmt ſeinen Abſchied, und der Oberforſtmeiſter hat ihm auf meine Bitte die Anwartſchaft auf Zülows Stelle gegeben. Ihre Verheirathung hängt jetzt noch von einigen häuslichen Einrichtungen ab, da die jungen Leute in einem mir gehörigen Hauſe wohnen ſollen, das nahe bei der Förſterwohnung liegt, und das ich erſt ein wenig ausbauen und ausputzen laſſe. Ich werde von ihnen faſt über alle kleinen Einrichtungen ihrer künftigen Wirthſchaft um Rath gefragt, und Pauline hat mich ſogar einigemale mit ihrer Schweſter beſucht. Mir iſt es ſehr wohlthätig, dadurch beſchäftigt zu werden. O mein Freund! wie oft, wenn ich dieſe jungen Leute jetzt ſo froh ſehe und in ihren Augen die Zuverſicht ihres künftigen Glücks leſe, ergreift mich dann mit herzzerreiſſender Wehmuth die Nichtigkeit dieſes Glückes. — Doch ſie können

glücklich werden — ſie können es — ſie lieben ſich.

Meine Frau, weit entfernt, an dieſer Heirath Antheil zu nehmen, wirft mir den meinigen und die Bemühung, die ich angewandt habe, ſie zu Stande zu bringen, oft vor. Sie frägt mich, ob ich, da ich Pauline ausſteure, auch ihre Kinder künftig verſorgen werde, und bringt denn doch oft wieder ſehr übellaunig auf die Beſchleunigung der Hochzeit. Es iſt die höchſte Zeit damit, ſagt ſie oft mit einem ſo verdrießlichen Tone, daß ich mir ihren Unwillen gegen die arme Kleine nicht zu erklären weiß.

Eilfter Brief.

Ich bin ſehr betrübt, mein Freund, und ſcheue mich, Dir die Urſache zu entdecken. Hektor — mein armer Hektor! — Ich komme von der Jagd zu Hauſe und finde ihn todt am Wege liegen. Ich wollte meinen Augen nicht trauen und ging näher; er war erſchoſſen.

Außer mir vor Unmuth und Zorn will ich wiſſen, wer dies Bubenſtück verübt hat. Keiner wollte es geſtehen, und erſt nach tauſend Fragen und Drohungen erfahre ich, daß es einer von den auf dem Hofe arbeitenden Handwerksleuten gethan hat. Der Hund war in meiner Abweſenheit unruhig und lief das ganze Haus durch, mich zu ſuchen — man hatte darin den Anfang der Tollheit zu ſehen geglaubt — man hatte Geld geboten — befohlen — kurz, mein Hektor iſt nicht mehr. Ich geſtehe Dir, daß mir jetzt, wo Betrübniß an die Stelle des Zorns getreten iſt, die Thränen im Auge ſtehen. Es war das letzte mich liebende Weſen, das ich um mich hatte; nun bin ich ganz allein! — Meine Frau kam und wollte mich tröſten. „Mein Gott, was iſt's denn um einen Hund! Im Winter iſt ſolch ein Thier ſchmutzig, im Sommer gefährlich und in jeder Jahrszeit läſtig. Die Liebe, die man an einem ſolchen Thiere verſchwendet, wird den Menſchen entzogen, und man muß doch wahrhaftig ein ſehr enges Herz

haben, um aus ſeinem Hund ſeinen Freund zu machen — er mußte doch getödtet werden, da Menſchenwohl und Menſchenleben auf dem Spiele ſtand.“

Armer Hektor! — du liebteſt mich — ich werde dich ewig bedauern. — Adieu.

Zwölfter Brief.

Du begreifſt mich nicht, und frägſt: ob ich denn noch in meine Frau verliebt bin? — Was nennſt Du verliebt ſein? Heißt es, mit ausſchließender Leidenſchaft an einem Gegenſtand hängen, und in ihm verloren, an ihn gebannt, nur für ihn leben: ſo iſt das die Empfindung eines Jünglings, deren ich nicht mehr fähig bin, und von der ich gewiß in keiner Periode meines Lebens dauerndes Glück gehofft haben würde. Iſt aber die Unentbehrlichkeit eines Gegenſtandes zu unſerm Glück und jene Innigkeit der Empfindung, die unſere Exiſtenz verdoppelt, indem ſie ſie in einem geliebten Herzen zum zweitenmale erſchafft, Liebe: ſo habe ich Ida

geliebt, — liebe ſie vielleicht noch, — aber ich weiß nicht mehr, was ich empfinde, und will es nicht mehr wiſſen. Meine Frau iſt reizend, ihr Geiſt iſt gebildet, und mit den mannichfaltigſten Kenntniſſen bereichert. Scherz, Witz, alle Grazien der Unterhaltung ſtehen ihr zu Gebot, wenn ſie es der Mühe werth hält, ſie zu zeigen; ſie wird, wo ſie auch erſcheint, nirgends überſehen werden, niemals unbeachtet bleiben. Aber dieſer Geiſt iſt eitel, übermüthig und ſelbſtgenügſam, und ihr Herz hat nie das Bedürfniß gefühlt, zu beglücken. Sie überſieht alle nicht ausgezeichnete Menſchen, und dies Bewußtſein macht ſie übermüthig, und empört ſie bei dem kleinſten Widerſpruch. Eigenliebe und Selbſtgefühl laſſen es ſie als Erniedrigung empfinden, die Gattin eines Mannes zu ſein, der nur geſunde Vernunft und natürliche Herzensgüte beſitzt, und deſſen Alter, Geſtalt und Manieren ihr keinen Triumph der Eitelkeit zu gewähren vermögen. Ihr Geiſt, ihre Reize, und vorzüglich die Rechte ihres Geſchlechts, als des ſchwä-

Herrn, haben ihr eine Herrſchaft über mich erworben, gegen die ich nicht mehr kämpfe, ſondern nur meine Empfindlichkeit darüber zu unterdrücken ſtrebe. Ich könnte ihr widerſtehen; ich fühle die Kraft dazu in mir; aber ein unbeſiegbares Gefühl hält mich davon ab. Jeder Tag, jeder Augenblick vermehrt meinen Kummer. Armer Hektor! nicht ſo viel gelte ich ihr, daß ſie um meinetwillen deines Lebens geſchont hätte! — Der Friede iſt meinem Herzen ſo fremde, wie meinem Hauſe. Auf Erden hat jedes Unglück ſein Ziel, wo, wo werde ich das Ziel des meinigen finden? — Zuweilen denke ich, wenn ich nur Vater wäre? — aber würden meine Kinder ihren Vater lieben, würden ſie ihn ehren? — Würde nicht das heiligſte Band der Natur eine neue Quelle von Zwiſtigkeiten und Kummer für mich werden? — Ach, ich darf nichts mehr wünſchen — nichts!

Meine Frau hatte ſchon ſeit lange mehrere ihrer alten Bekannten eingeladen, ſie zu beſu-

chen. Vor drei Wochen kamen ſie an. Man nahm ſie mit entzückender Herzlichkeit auf; man war munter, geiſtreich, witzig, — man bot alles auf, ihren Aufenthalt angenehm zu machen, und erreichte auch ſeinen Zweck. Die Gegenſtände dieſer Unterhaltungen waren mir unbekannt; dieſe Menſchen mir fremdartig, wie ich ihnen. Ich glaubte alſo diskret ſein zu müſſen, und man ſchien damit ſehr zufrieden. In den vierzehn Tagen, daß dieſe Menſchen bei mir waren, glaubten ſie für den Mann der Frau vom Hauſe genug gethan zu haben, wenn ſie mir zuweilen einige Phraſen gleichgültiger Höflichkeit ſagten. Einer von den jungen Männern erlaubte ſich ein Betragen, das man in meiner Jugend impertinente Inſolenz genannt hätte, — jetzt nennt man es, wie meine Frau ſagt, genialiſche Freimüthigkeit. Es mißfiel mir in ſo hohem Grade, daß es recht gut iſt, wenn wir uns nie am dritten Orte begegnen, und dies um ſo mehr, da meine Frau ihn ſehr auszeichnet. Wie iſt ſie in dieſer Zeit gelobt und be-

wundert werden? wie viel habe ich von dem Glück reden hören, eine ſo gebildete, liebenswürdige Frau zu beſitzen! — Ich weiß nicht, ob meine Eigenliebe dadurch geſchmeichelt worden iſt; aber ich weiß, daß ich mich irrte, wenn ich bisher glaubte, eine Frau könne auf nichts ſtolzer ſein, als auf das Bewußtſein, ihren Gatten glücklich zu machen. Es ſteht mir im Gegentheil völlig frei, zu glauben, daß eine Frau ſehr froh und intereſſant ſein kann, wenn ſie ihren Gatten gleich durch Kummer und Verdruß tödtet. Ich begreife Ida nicht; es iſt mir unerklärlich, wie ſie verrathen konnte, daß der Mann, den ſie wählte, und deſſen Namen ſie trägt, ihre Eitelkeit verletzt, und daß ihr Stolz ſich nicht bis auf ihn erſtreckt. Zu deutlich ſtrebte ſie während dieſes Beſuch's, mich zu verläugnen, ſich von mir loszuſagen, und zu handeln, als trenne uns eine unausfüllbare Kluft. Berauſcht von der Bewunderung, die man ihr zollte, hörte ſie ſich gern beklagen, an einen ſolchen Alltagsmenſchen geſchmiedet zu ſein.

Der junge Laſſe, von dem ich eben ſprach, der Lieutenant Willach, zeigte oft in Blick und Ton ein Mitleiden, das mich empörte, und der Groll, den ich gegen ihn fühle, iſt nicht ohne Grund. Dieſe Gewißheit, daß Ida ſich durch ihre Verbindung mit mir gedemüthigt und erniedrigt fühlt, iſt peinlich martervoll. Selbſt wenn meine Frau mich gering ſchätzte, müßte ſie doch um ihrer ſelbſt willen wünſchen, ihren Gatten geachtet zu ſehen. Unſere Empfindungen können ſich ändern; die Eigenliebe in ihren Foderungen nie, — ſie verbindet oft noch Menſchen durch ein gemeinſchaftliches Intereſſe, wenn jedes andere Band gelöſt iſt, und wo ihr Band zerreißt, giebt es kein anderes mehr zu zerreiſſen.

Du frägſt mich in Deinem letzten Briefe nach Pauline? Ihre Hochzeit iſt noch nicht geweſen. Baron Lerſen hat die Braut ſeines Jägers ſehen wollen; von ihrer Schönheit bezaubert, hat er Mittel gefunden, ſie einigemal heimlich zu ſehen und zu ſprechen. Ich weiß

nicht, ob das junge Mädchen ſich durch ſeine ſchöne Figur und ſeine glänzenden Anerbietungen hat blenden laſſen; genug, er hat ſich zu einem Wagſtück berechtigt geglaubt. Vor vier Tagen kam Bülow zu mir und erzählte, daß ein gut gekleideter Menſch in ſein Haus gekommen wäre, ſich nach dem Weg zu erkundigen, dann unter dem Vorwand einer Bitte um ein Glas Bier in die Stube getreten ſei und ſehr neugierig Thüren und Fenſter beſehen, ſich auch nach der Zahl ſeiner Leute und Hausgenoſſen erkundigt habe. Auch ſeien denſelben Tag zwei Herren mehreremale bei ſeinem Hauſe vorbeigeritten, die es ſehr aufmerkſam betrachtet hätten. Beunruhigt darüber und ſchon früher voll Argwohn gegen Pauline kam er, mich um Rath zu fragen. Ich ging mit ihm nach ſeinem Hauſe, mich ſelbſt nach allem zu erkundigen und Pauline zu befragen. Sie war verlegen — ihr Bräutigam von ſeinem Herrn nach Stargard geſchickt, von wo er erſt in drei Tagen zurück erwartet wurde. Unſer Argwohn wurde

dadurch

dadurch vermehrt, und ich beſchloß, den alten Zülow dieſe Nacht nicht zu verlaſſen, ſondern meiner Frau ſagen zu laſſen, daß ſie nicht mit dem Abendbrod auf mich warten ſolle, weil ich erſt ſehr ſpät zu Hauſe kommen würde. Zülow ließ ſeine Jägerburſche ihre Gewehre laden und wir verſammelten uns alle im Wohnzimmer. Gegen zwölf Uhr hörten wir über Diebe und Gewalt ſchreien, und unterſchieden bald, daß der Lärm auf der etwa hundert Schritte vom Hauſe entfernten Landſtraße ſei. Da wir einen Fallſtrick in dieſem Lärm vermutheten, beſchloſſen wir, daß Zülow mit dem einen Jäger im Hauſe bleiben, ich mit dem andern auf die Landſtraße gehen ſolle. Kaum war ich funfzig Schritt vom Hauſe entfernt, als mir ein Menſch in vollem Lauf entgegen kam; er war athemlos, ohne Hut, mit zerriſſenem Kleide, und erzählte uns mit allen Zeichen des Schreckens, daß er von zwei Dieben angefallen worden wäre, die ihm ſeine Uhr und ſein Geld genommen hätten, und bat, denſelben mit ihm nachzuſetzen. Ich

antwortete ihm, daß dies bei dem Vorsprung, den sie bereits gewonnen hätten, nicht mehr ausführbar sei, daß er aber mit mir kommen solle, wo ich ihm Leute zu Pferde mitgeben wolle. Er drang von neuem in mich und bestand darauf, mir wenigstens die Gegend zeigen zu wollen, wo der Raub geschehen sei. Es schien mir, als suche er unsre Rückkehr nach dem Försterhause nur geflissentlich zu verzögern, und ich nöthigte ihn daher, mit mir zu kommen; aber schon nach einigen Schritten entwischte er uns und ich eilte um so mehr wieder zu Zülow zu kommen, der mir erzählte, daß man, sobald ich das Haus verlassen, angeklopft und versucht habe, die Thüre zu öffnen. Auf seine Frage, was man wolle? habe er die Antwort erhalten, daß man zu seinem Beistand komme, weil man in der Ferne das Geschrei um Hülfe gehört habe. Auf seine Versicherung, daß er keines Beistandes bedürfe, und auf den ersten schießen würde, der es wage, die Thüre gewaltthätig zu öffnen, habe er leise und in einer fremden Sprache

flüſtern gehört; man habe auf der andern Seite des Hauſes verſucht das Fenſter von Paulinens Schlafkammer zu öffnen und dieſe ſogar leiſe gerufen. Bei unſerer Annäherung ſchien ſich indeſſen alles entfernt zu haben, und zu gröſſerer Sicherheit durchſuchten wir noch den Hof und den Garten, ohne etwas zu entdecken. Ich ſtellte Zülow vor, daß die Gefahr jetzt vorüber ſei und daß die Klugheit erfordre, ſo wenig als möglich von dieſem Vorfall zu reden, ſondern lieber Paulinens Hochzeit zu beſchleunigen, wozu ich morgen ſelbſt die Einwilligung des Barons zu erhalten ſuchen wolle. Bei Anbruch des Tages verließ ich die Familie ziemlich beruhigt, und da meine Frau noch ſchlief, wagte ich es nicht, ſie zu ſtören, ſondern ſetzte mich gleich zu Pferde, um Baron Lerſen den verſprochenen Beſuch abzuſtatten. Er ſchien anfänglich ſehr erſtaunt, mich bei ſich zu ſehen und ſtellte ſich, als wenn er nur ſehr wenig deutſch verſtände, ſo daß es mir ſchwer ward, ihm begreiflich zu machen, wovon die

Rede sei. Mit einem sehr gezwungenen Lachen antwortete er mir, daß er freilich hübsche Mädchen sehr gern leiden möchte, bis jetzt aber noch nie nöthig gefunden habe, sie zu entführen, und daß er also, um einer bloßen Einbildung willen, seinen Jäger, dessen er zu seiner Aufwartung nothwendig bedürfe, nicht vor der bestimmten Zeit entlassen würde. Unzufrieden mit dieser Aeußerung, sprach ich in einem ernstern Tone und mit dem Uebergewicht, das Wahrheit und Gerechtigkeit, ihrer innern Natur nach, über ein böses Gewissen haben, und erhielt so sein Versprechen, Flint gleich bei seiner Rückkehr von Stargard entlassen und seiner Verheirathung nichts weiter in den Weg legen zu wollen. Mehrere Nachforschungen überzeugten mich, daß es wirklich auf eine Entführung Paulinens abgesehen gewesen war, und ich stieg also auf der Rückreise bei ihr ab. Ich fand sie allein und ermahnte sie, den Baron nicht wieder zu sehen, auf welche Art er dies auch zu bewerkstelligen suchen würde, und stellte ihr die

Gefahr vor, ihren Ruf und ihren Liebhaber zu verlieren. Sie betheuerte mir weinend ihre Unſchuld bei dem letzten Vorfall, und ich, gerührt von ihrem Kummer, hatte grade ihre Hand gefaßt, als ſich die Stubenthüre öffnete und meine Frau raſch und leiſe eintrat. Sie ſchien über dies Zweigeſpräch ſehr erſtaunt, wollte dies Erſtaunen verbergen und ſagte mir doch mit erzwungener Sanftmuth einige giftig bittere Worte darüber. Dann wandte ſie ſich an Pauline und fragte nach der Urſache ihrer Thränen, äußerte aber, ohne ihre Antwort abzuwarten, die Vermuthung, daß ſie über die Folgen ihrer Verführung weine, tröſtete ſie mit einigen Worten erheuchelten Mitleidens, und verließ das Zimmer, ohne unſre Antwort hören zu wollen. Ich folgte ihr, um ſie von dem Vorgefallenen zu unterrichten; doch ſie verweigerte durchaus, mich zu hören und fuhr fort, die arme Pauline mit der beißendſten Ironie zu beklagen. Was mich anbeträfe, ſo fände ſie es ganz natürlich, daß ich mich an ein ſolches Geſchöpf

ohne Geiſt und Seele gehängt habe. — Sobald wir zu Hauſe kamen, ſchloß ſie ſich ein, und als ich ſie bei Tiſch wiederſah und von Pauline anfing zu reden, ſagte ſie mir verdrießlich und ernſt: es ſei unter ihrer Würde, davon reden zu hören, und ſie werde um ihrer ſelbſt willen ſuchen, dieſe unangenehme Geſchichte ſo viel wie möglich zu verheimlichen. Mir bleibt bei dieſem Benehmen nichts übrig, als ruhig den Augenblick abzuwarten, wo ich Wahrheit und Vernunft werde bei ihr geltend machen können. Es iſt ganz unglaublich, daß ſie wirklich eiferſüchtig ſein oder einen meinem Karakter nachtheiligen Argwohn nähren ſollte. Sie kennt mich zu gut, und eben desfalls werde ich mein Intereſſe an dieſer Familie nicht verläugnen, und was auch meine Frau erfinden mag, mich zu quälen, ſoll es ihr nicht gelingen, mich davon abwendig zu machen. Noch iſt der Bräutigam nicht angekommen, und ich weiß alſo noch nicht, wann die Hochzeit ſein wird.

Adieu M.! ich mag heut nicht mehr ſchreiben; mich quält der Gedanke an die Zukunft. Immer leiden! — Werde ich immer Kraft haben, es zu tragen? —

Dreizehnter Brief.

Auch Du verſtummſt mir! ſeit mehreren Wochen keinen Brief! — Ach ich verſtehe Dein Schweigen; Du kannſt mich nur tadeln, nur verdammen, und biſt nicht grauſam genug, es thun zu mögen. Deines Rathes bedarf ich freilich nicht mehr; meine Verhältniſſe ſind zu dem Punkt gekommen, wo man ſie muß gehen laſſen, ohne ſie lenken zu wollen, wo unſre einzige Hoffnung in der Möglichkeit des Zufalls liegt, der alles eher zu zerſtören, als eine beſſere Ordnung der Dinge herbeizuführen vermag. Ach, mein Freund, ſeit meinem letzten Briefe war ich dieſer Entſcheidung ſo nahe! — Vor einigen Tagen fuhr ich nach Uſedom, mit meinem Kaufmann einige Geſchäfte abzumachen; ich fand viele Fremde bei ihm und unter andern

auch den Lieutenant Willach, mit deſſen Betragen in meinem Hauſe ich ſo unzufrieden geweſen war. Vielleicht wäre mein Unmuth doch nicht ausgebrochen; aber er kam mit einer perſiflirenden Miene auf mich zu und fragte nach dem Befinden meiner Frau; — ſein Lächeln brachte mein Blut in Wallung, und da er auf eine eben ſo unzarte als ironiſche Art über mein häusliches Glück zu ſcherzen anfing, konnte ich mich nicht länger zwingen; ich ſagte ihm einige Worte, über die er mir eine nähere Erklärung abfordern zu müſſen glaubte. Wir verließen das Zimmer, ohne daß jemand unſere Unterredung bemerkt hätte, und da wir beide in Uniform waren, war der einſame Platz zur Fortſetzung unſerer Unterhaltung bald gefunden. Er verwundete mich gleich anfänglich an der Hand; ich bemerkte es aber kaum, und nach einer Viertelſtunde bekam er einen Hieb über der Bruſt in die Schulter. Das Blut drang gewaltig hervor; ich warf meinen Degen weg und flog zu ihm — blaß und erſchöpft ſank er mir

in die Arme; ich machte mir innerliche Vorwürfe; ich fühlte die ganze Barbarei des Vorurtheils, das ich zu meiner Rache benutzt hatte. Mit vieler Mühe führte ich ihn in das Haus meines Wundarztes, der zum Glück die Wunde nicht gefährlich fand. Später denn gewöhnlich kam ich nach Hause, und fand meine Frau noch auf. Mein Gesicht, einige Blutflecken an meiner Kleidung machten sie aufmerksam; sie ahnete irgend eine außerordentliche Begebenheit, und ich erzählte ihr, was ihr doch nicht verschwiegen geblieben wäre. Anfänglich hörte sie mir sehr ruhig zu, — dann zerfloß sie in Thränen, — meine Eifersucht sei empörend und die schmählichste Beleidigung für sie; — sie sei unglücklich genug, ohne daß ich aus Raserei den ersten und theuersten ihrer Freunde noch ermorde, — ich könne freilich keinen Sinn für Willach's Geist und Bildung haben — aber selbst die Rohheit erkenne doch zuweilen das Uebergewicht der Kultur und verehre sie, wie der Sklave seinen Herrn. Sie werde sich nie vergessen, eh ich

gleich das Recht verſcherzt habe, eiferſüchtig zu ſein, — aber ich mißgönne ihr den Genuß geiſtiger Freuden, da ſie mir doch den Genuß der thieriſchen, die ich mir zu ſuchen verſtehe, nicht verkümmere. — Ihr Schmerz war ſo wahr, ſein Ausdruck ſo rührend, daß ich alles aufbot ſie zu tröſten und zu beruhigen; ſie verwarf aber jede Rechtfertigung, und es war bei ihr unwiderruflich entſchieden, daß ich eiferſüchtig, heftig, gewaltthätig, unvernünftig gehandelt habe, und daß das Unrecht allein auf meiner Seite ſei. Verdrießlich über den Vorfall ſelbſt, betrübt durch das Betragen meiner Frau, ging ich nach meinem Zimmer und fand dort folgenden Brief vor;

Gnädigſter Herr!

„Mit ſchmerzlichem Erſtaunen habe ich bei meiner Rückkehr von Stargard erfahren, daß es Ihnen gelungen iſt, meine Braut zu verführen. Ich weiß unwiderſprechlich gewiß, daß Sie eine Nacht heimlich in ihrem Hauſe geweſen ſind, ja, daß ihre Frau Gemalin

ſogar genöthigt geweſen iſt, Sie dort aufzuſuchen. Jetzt begreife ich ſehr wohl, warum Sie uns ihr Pachterhaus zur Wohnung anboten, und warum Sie bei meinem Herrn ſo ſehr auf die Beſchleunigung meiner Heirath gedrungen haben. Da Pauline nicht mehr mit Ehren meine Frau werden kann, ſage ich mich ganz von ihr los, ob mich das gleich ſo betrübt, daß ich gewiß nie wieder der luſtige Friedrich werde. Morgen reiſe ich mit meinem Herrn Baron nach Rußland und werde nie wieder nach Deutſchland zurückkommen, da ich nicht mit Pauline glücklich darin leben kann. Ich ſchreibe Ihnen dies, gnädiger Herr, damit Sie wiſſen, daß ich das Mädchen nicht aus Leichtſinn verlaſſe, ſondern um meiner Ehre willen. Von Pauline nehme ich keinen Abſchied, weil ich ſie lieb habe, und Ihnen will ich auch keine Vorwürfe weiter machen, weil ich weiß, daß die gnädige Frau ſchon davon unterrichtet iſt, und verbleibe ꝛc.

Friedrich Flint."

Ich bin alſo, wie Du ſiehſt, in den Augen der Welt ein Wüſtling, ein Verführer, und in denen meiner Frau nicht nur ein Eiferſüchtiger, ſondern ſogar ein Mörder! Dieſer Ruf, dieſe Anklagen ſind die Frucht meines bisherigen Lebens! — Wahrlich, mein Freund, ich habe zwei Jahre zu lange gelebt; ich war zufrieden, wollte glücklich ſein, und habe nicht allein meine Ruhe verloren, ſondern der ungünſtigſte Einfluß auf das Schickſal Anderer laſtet auch auf mir. Ich erliege der Ungerechtigkeit; mein Karakter bietet mir keine Waffen, ſie zu bekämpfen — meine Seele erliegt dieſen Erſchütterungen. —

Der Tag fängt an zu grauen — ich fühle mich von allen Seiten gepeinigt und geängſtet. Ich bin die Veranlaſſung zu dem Unglück einer rechtſchaffenen Familie, — ich ſehe das Weib, das ich liebe, unglücklich wie ſie unglücklich macht, und doch, o Gott! der Du das Innere ſiehſt und richteſt, habe ich nie einen Menſchen vorſetzlich oder gefliſſentlich gekränkt. Es war

war mir viel leichter, allein unglücklich zu ſein, als wie jetzt Andre durch mich unglücklich zu wiſſen. — Auch Du biſt mir fern — ſeit langer Zeit ohne Briefe von Dir, habe ich doch Deiner nie ſo bedurft als jetzt. — O könnte ich ausruhen, nur eine einzige Minute lang ausruhen an Deiner Bruſt, von einem Daſein, das im Gefühl des nagendſten Schmerzes zuſammengepreßt iſt. —

Vierzehnter Brief.

Endlich ein Brief von Dir, und welch ein Brief! Wie ein Sonnenſtrahl an trüben Wintertagen hat er mein Herz belebt. Du biſt das einzige Weſen in der Welt, das wohlthätig auf mich wirkt, obgleich in meiner Seele jetzt etwas iſt, das dieſer Einwirkung widerſtrebt. Ich ſollte ganz ſchweigen — aber laß mich noch einige Zeit Deiner Freundſchaft genießen; ſie iſt mein letztes Gut, — ſchwindet ſie, ſo iſt mein Leben geendet. —

Mein Duell mit Willach hat mir eine

Unruhe zurückgelaſſen, die mich nicht mehr verläßt. Sie entſpringt aus Unzufriedenheit mit mir ſelbſt. Er war der Freund meiner Frau, er hat wahrſcheinlich nie die Abſicht gehabt, mich zu beleidigen; ich hätte mehr Nachſicht und weniger Empfindlichkeit zeigen ſollen. Auch wäre ich wahrſcheinlich mehr Herr meiner ſelbſt geblieben, wenn mich nicht ein gewiſſer Ueberdruß des Lebens und der peinliche Gedanke, daß er mich von meiner Frau gering geſchätzt glaube, fortgeriſſen hätte. Er konnte klein von mir denken; aber er durfte ſein Urtheil nicht meiner Frau unterſchieben. Das empörte mich, und überhaupt ſcheint ſich mein Karakter mit meinem Schickſal geändert zu haben.

Ich ſandte geſtern meinen Bedienten nach Uſedom, der mir ziemlich gute Nachricht von Willach's Befinden brachte. Heute werde ich ihn ſelbſt beſuchen. Wenn unſer Zweikampf bekannt wird: ſo kann dies für mich manche verdrießliche Folge nach ſich ziehen. Ehemals, als ich noch allein lebte, beneidete ich ſo oft die

Glücklichen, die in ihrer Gattin eine zärtliche Freundin beſaßen, der ſie ihren Kummer anvertrauen konnten, gewiß wenn nicht Rath und Hülfe, doch Troſt und Theilnahme zu finden. Ich glaubte auch, eine Frau fühle ſich glücklich, wenn ſie ihren Gatten zu erheitern, ſeinen Gram zu mildern vermöge. Meine Frau kennt aber dieſe Sympathie mit dem Leidenden nicht, die die Natur als Wink zu dem ſüßeſten Beruf in das Herz des Weibes legte. Sie ſieht die Fehler ihres Gatten viel ſchneller als den Kummer, den er darüber empfindet, und iſt geneigter ihn zu richten, als ihn zu beklagen. Sie beſitzt mehr Schärfe des Geiſtes als Fühlbarkeit des Herzens, und dann iſt es ſo leicht, immer Recht zu haben! — Dieſe Eigenſchaft paßt aber nicht für mein Herz, das durch ſie verwundet wird. Es wünſcht und bedarf Oel für ſeine Wunden und keinen Eſſig. Ich ſcheute mich geſtern Morgen vor dem Wiederſehen meiner Frau; ſie hatte bei meiner Erzählung dieſes Vorfalls nur ihren verwundeten Freund und

ſeine Gefahr geſehen und empfunden, und forderte mir auch jetzt noch einmal die Erzählung nur in Bezug auf ihn ab. Vergeblich bemühte ich mich, ihr die Urſachen meiner Empfindlichkeit zu erklären; — ſie beklagte nur ihren Freund, und ſah in meinem Benehmen nichts, das mich nicht verdammte. Höchſt ungeduldig erwartete ſie die Rückkehr des nach Uſedom geſandten Botens; ſobald ſie ſeiner anſichtig ward, that ſie tauſend Fragen. Sie beſchloß, ſelbſt nach Uſedom zu fahren, und befahl, daß angeſpannt werden ſollte. Der Kutſcher war abweſend, und mit Feldarbeit beſchäftigt; ſie beſchuldigte mich, ihn vorſätzlich entfernt zu haben, und ließ einen von den Knechten rufen, ſie zu fahren. Vergebens ſtellte ich ihr die Gefahr vor, unſere jungen, wilden Wagenpferde einem Menſchen anzuvertrauen, der ſie nicht zu regieren vermöge; ſie beſtand auf ihren Willen, der Wagen fuhr vor; kaum war ſie aber eingeſtiegen, als die Pferde die ungeübte Hand ihres Führers fühlten, und durchgingen. Glücklicherweiſe konnte

ich

ich mich ihnen bei der Biegung des Hofes entgegen werfen, — ich griff in die Zügel, sie schleppten mich eine Strecke mit sich fort; aber es gelang mir, sie zum Stehen zu zwingen. Ohnmächtig trug ich Ida auf ihr Zimmer, und ließ sie zu Bette bringen. Wie leicht kann dieser Schrecken sie krank machen! — ein Unglück, dessen Schuld man mir dann sicher aufbürden wird. — Jede ihrer Klagen wird zum Vorwurf für mich werden. So häufen sich Kummer und Verdruß, — alles, was mich umgiebt, klagt mich als den Urheber seiner Leiden an, und denen, die mir die liebsten sind, gelte ich für einen unbesonnenen, ja selbst boshaften Menschen. — O M., wirst Du gerecht gegen mich bleiben? —

Funfzehnter Brief.

Gestern war ich in Swinemünde, und fand Willach nicht nur außer Gefahr, sondern fast ganz hergestellt. Schon vorher hatte ich erfahren, daß er den Zusammenhang dieser Geschichte

ſtandhaft verſchwiegen, und jeden Verdacht von mir abgewälzt hatte. Ich fühlte den Werth dieſes Betragens, und er nahm meine Aeußerungen darüber mit ſo achtungsvoller Freundſchaft auf, daß ich ſehr zufrieden und erheitert von ihm Abſchied nahm. Ich ſchmeichelte mir, daß die Nachricht ſeiner Geneſung meine Frau geneigter machen würde, mich anzuhören, und mit mir über dieſen Vorfall zu ſprechen, wie es zwei Menſchen thun würden, deren Freude und Verdruß gemeinſchaftliches Intereſſe einflößt. Aber ich fand die alte Bitterkeit, den alten Argwohn, den ſie jetzt noch mit einer kalten Höflichkeit verbindet, die mir in's Herz ſchneidet. Ich ſehe deutlich, daß ſie ſich überredet, ich ſei wirklich ein eiferſüchtiger Gatte und ein Wüſtling, um ſich berechtigt zu fühlen, mich dem gemäß zu behandeln. Sie iſt noch immer kränkelnd, und die Schonung und Nachſicht, die dieſer Zuſtand fordert, legt mir die Pflicht auf, meine Empfindlichkeit zu verbergen. Selbſt von häuslichen Angelegenheiten

darf ich nicht mehr mit ihr ſprechen. Schon ſeit einiger Zeit habe ich, um den langweiligen Details der Küchen- und Haus-Oekonomie, und den dadurch herbeigeführten Streitigkeiten auszuweichen, ihr einen Theil meiner Einnahme überlaſſen. Ich glaubte ihrer Klugheit vertrauen zu dürfen, ſie hat aber nach und nach dies ihr zugeſtandene Recht weiter und weiter bis zum Deſpotismus ausgedehnt. Ich hatte mich anheiſchig gemacht, einem meiner Freunde eine kleine Geldſumme zu leihen; meine Frau widerſetzte ſich der Erfüllung dieſes Verſprechens, und ich habe es zurücknehmen müſſen. Ich habe es diesmal über mich erhalten, ihr darin nachzugeben; zum zweitenmale werde ich aber dieſe Kraft des Nachgebens und Duldens nicht haben. Bin ich aber je genöthigt, der Ungerechtigkeit und der Weibertyrannei Gewalt und Befehl entgegen zu ſetzen: ſo iſt der Friede meines Hauſes und meines Herzens auf immer verloren; mein Leben wird dann ein unaufhörlicher Kampf, jede Minute deſſelben peinlich ſein. Ich

würde das nicht ertragen, mein Freund; ich kenne mich; ich würde dann das Aeußerſte thun, um mich zu erlöſen. Doch, einen Schleier über dieſe fürchterliche Zukunft, — noch hat mich ja die Hoffnung nicht ganz verlaſſen, daß Wahrheit und Gerechtigkeit, Güte und Liebe endlich ſiegen werden. Nur durch ihren Einfluß kann ich, mag ich glücklich ſein. —

Seit acht Tagen hatte ich nicht von Zülow und Pauline reden gehört; aber Flint's Brief lag mir ſtets im Sinne. Sein Argwohn und ſeine Beſchuldigung war empörend; ich konnte nicht gleichgültig dagegen ſein. Vorzüglich betrübte mich der Nachtheil, der für Paulinen daraus entſprang, und ich ſann vergeblich auf ein Mittel, ihn zu vergüten, da Flint wirklich mit dem Baron abgereiſt war. Das Unglück, das mich verfolgt, erſchien mir wie eine Peſt, von der alle angeſteckt würden, denen ich wohlwollte, und die mich liebten. Die reinſte Abſicht, der beſte Wille waren für mich und andere verderblich geworden, — ich war unſchul-

dig, und doch laſtete dieſe Begebenheit wie ein Verbrechen auf mir. Gern wäre ich zu Zülow gegangen, aber ich ſcheute es, ihn wiederzuſehen, und war noch unentſchieden, was ich thun ſollte, als er heute früh zu mir kam, und mich allein zu ſprechen verlangte. Er ſetzte ſich beim Hereintreten, ehe ich es ihm noch geſagt hatte, wie niedergedrückt und ermattet von Betrübniß nieder. Lange konnte er keine Worte finden, — endlich, nach ſichtbarer Anſtrengung, ruhig ſcheinen zu wollen, fragte er mich mit herzlicher Theilnahme: ob ich auch Verdruß gehabt habe? — ach, mein guter Herr Hauptmann, fuhr er fort, und faßte meine Hand, wie hat ſich mit uns alles geändert! — Vor einem Jahre war ich noch ſo glücklich, und hoffte, daß Sie es auch ſtets ſein würden, weil Sie verdienen, es zu ſein. Jetzt — Gott vergebe mir's! aber ich weiß nicht, wodurch wir es verſchuldet haben, daß ſich alles ſo geändert hat. Meine Kinder — Pauline — hier konnte er vor Thränen nicht weiter reden. — Ich erſchrak, und drang

in ihn, mir zu ſagen, was vorgefallen ſei. — Sie war die Freude meines Alters, — es war meine größte Freude, ſie mir verheirathet und gut verſorgt zu denken; — zehn Männer für einen hätte das Mädchen bekommen, und nun iſt's damit für immer vorbei. — Im Tone des Unmuths und des Zorns erzählte er mir, daß unſer Prediger geſtern zu ihm gekommen ſei, und verlangt habe, mit Paulinen allein zu ſprechen. Er habe ihn alſo zu ihr in's Nebenzimmer geführt, da er aber bald darauf Paulinen laut habe weinen hören, ſei er zu ihnen gegangen, ſich nach der Urſache zu erkundigen. Der Paſtor habe ihm geſagt, daß er durch gewiſſe vornehme Perſonen von Paulinens laſterhafter Aufführung benachrichtigt worden ſei, indem ſie ſich nicht allein mit dem fremden Baron und ſeinem Bedienten, ſondern auch mit einem Herrn aus der Nachbarſchaft abgegeben habe, und daß man ihn aufgefordert habe, zu ihr zu gehen, um ſie zum Geſtändniß und zur Beſſerung ihres Lebenswandels zu

ermahnen. Ich ſah ſehr gut, daß Zülow mir nicht alles ſagte, was über den Herrn aus der Nachbarſchaft verhandelt worden war, und eben dies bewieß mir, daß man denſelben vorzüglich ſtrafbar genannt hatte. Was ſollte ich antworten? — ich fürchtete mich, dieſer Verläumdung nachzuforſchen, und wenn ich über die Quelle derſelben nachdachte, mußte ich geſtehen, daß der Schein gegen mich war, und daß bei der Verkettung der Begebenheiten, mein Ruf, mein Karakter mich nicht gegen das Gift der Verläumdung und der Bosheit ſichern können. Vertrauen auf andere wird, wie eigene Rechtlichkeit, der Unſchuld oft verderblich, weil ſie die Bösartigkeit der Menſchen nie in Rechnung bringen, ſondern ſie vergeſſen lehren. Jetzt kamen aber dieſe Reflexionen zu ſpät; es galt einen Entſchluß, und ich konnte ſo wenig mit mir über dieſen, als über das Mittel, dieſe Lüge und Ungerechtigkeit abzuwehren, einig werden. Bei der Menge, in Bezug auf Galanterie, findet ſo eine Rechtfertigung nie Eingang, und

wem ſollte ich die meinige vortragen? — Ich ſuchte indeſſen Zülow zu tröſten, und mit ihm zu bereden, was ſich thun ließe, dem Gerede Einhalt zu thun. Wir beſchloſſen, daß ich zu dem Prediger gehen, und ihm die ernſteſten Vorſtellungen darüber machen wolle, durch ſein Betragen ein Gerücht unterſtützt zu haben, das nur der Verläumdung ſeinen Urſprung verdanke, und durch ſeinen unüberlegten Eifer eine redliche, tugendhafte Familie auf's bitterſte gekränkt zu haben. Ich verſprach Zülow, wenn der Prediger ſich nicht zur freiwilligen Genugthuung verſtehen wolle, mich an das Konſiſtorium zu wenden, und nicht eher zu ruhen, bis ich den eigentlichen Urheber der Verläumdung erforſcht hätte. Zülow wollte mich davon zurückbringen, und beſeufzte das Unglück, welches ihm nicht allein ſein Alter verbittere, indem es ſich über ſeine Familie ausbreite, ſondern auch ſogar mich als eine Folge meines Antheils und meiner Freundſchaft mit ergreife. — Unſere Unterredung vermehrte noch unſern gegen-

seitigen Kummer, und wir trennten uns mit sehr betrübten Herzen. —

Ehe ich zu dem Prediger ging, wollte ich bei meiner Frau einen Versuch machen, sie von der Falschheit dieser Beschuldigung zu überzeugen, und sie flehentlich beschwören, sich mit mir zum Ersatz und zur Vergütung des dieser Familie geschehenen Unrechts zu vereinigen, aber ich konnte es nicht erhalten, sie zu sehen. Sie hatte sich eingeschlossen und verweigerte es hartnäckig, mich vor sich zu lassen. Ich ging also zu dem Prediger und sagte ihm, vielleicht mit zu vieler Hitze, die Ursache meines Besuchs. Nicht ohne sichtliche Ungeduld und mit einer mir bis jetzt unbekannten Heftigkeit hörte ich seine Gründe und seine Rechtfertigung an, die er mit der falschen Sanftmuth eines Scheinheiligen vorbrachte, und schwur ihm, daß er mir für die Folgen seines Schrittes verantwortlich werden solle und daß ich ihn lehren wolle, seiner Gemeinde durch die Beschimpfung einer so würdigen Familie ein Aergerniß zu geben. Er

ſchien erſchrocken über dieſe Drohung, und ich wäre wahrſcheinlich noch viel heftiger geworden, wenn ich meine zunehmende Spannung nicht ſelbſt bemerkt, und ſchnell von ihm gegangen wäre.

Erkennſt Du Deinen Freund in dem, was ihm begegnet, und dem, was er thut? — Zu meinen übrigen Leiden geſellt ſich nun noch eine ſehr ungegründete Unzufriedenheit mit mir ſelbſt. Ich bin nicht mehr jener ruhige beſonnene Menſch, der nur Friede, Liebe und Güte kannte. Ich werfe mir meine Heftigkeit gegen Willach und meine Härte gegen den Prediger vor. Es hat nicht an mir gelegen, wenn ich den letztern nicht beinah gemißhandelt und den erſtern getödtet habe. Ich empfinde die Trauer der Strafbarkeit, die Schwermuth eines beklemmten Gewiſſens. In meiner Seele iſt ein ſchleichender Wurm, den ich ſonſt nicht kannte; ich bin nicht zu einem ſolchen Kampf mit dem Leben geboren. — Die Zukunft bietet mir keine Sicherheit gegen Gewiſſensbiſſe, da ich mir ſelbſt

nicht mehr trauen darf; ſie zeigt mir nur eine lange Folge von herzzerreißenden und ſeelenverderbenden Begebenheiten. — Nicht allein daß ich gegen Anfälle von außen ringen muß; ich bedarf der Vertheidigung gegen mein eignes Herz. — O M.! erkennſt Du Deinen Freund noch? —

Auf dem Rückwege von dem Prediger begegnete ich dem Oberforſtmeiſter, der mit mehreren meiner Bekannten aus alten lieben Zeiten herübergekommen war, im Korswanter Forſt zu jagen. Sie drangen in mich, ſie zu begleiten, und warfen mir vor, daß ich gar nicht mehr der Alte ſei, daß man mich nicht mehr zu ſehen bekäme, und daß ich ſo wenig mehr die Jagd als meine alten Freunde und Bekannte liebe. Der Eine ſetzte hinzu, ich ſei zu verliebt in meine Frau, der Andre, ich ſei in meinem Hauſe zu glücklich, und dieſe gutmeinend ohne Arg geſagten Scherze trafen mich ſchmerzlich. Auf ihr wiederholtes dringendes Bitten verſprach ich endlich, ſie übermorgen be-

gleiten zu wollen, und lud ſie ein, den Mittag bei mir zu eſſen. Ehemals wäre dieſer Tag ein ſehr froher für mich und unſre Heiterkeit und Luſtigkeit gewiß geweſen; jetzt weiß ich nicht, wie er ſein wird. Unſre Mahlzeit wird beſſer angeordnet, zierlicher ſervirt ſein; alles wird wie am Schnürchen gehen, und doch wird es mir Ueberwindung koſten, die ehemalige Unordnung nicht zu bedauern, bei der man bei mir reinliche Hausmannskoſt, ein heitres Geſicht, ein zufriedenes Herz fand. — Aber ich werde mich zerſtreuen und das iſt für mich viel. Mein Trübſinn gewinnt eine furchtbare Herrſchaft über mich; noch kämpfe ich, mich ihr zu entziehen — werde ich ihm aber nicht endlich unterliegen? —

Sechszehnter Brief.

Gewiß, mein Freund, ich ſollte Dir nicht mehr ſchreiben; der Inhalt meiner Briefe verdient ſo wenig den Antheil, den Du daran nimmſt, als den Kummer, den er Dir verur-

ſacht. Es kann ja nichts Alltäglicheres, nichts Unintereſſanteres geben, als das, was mir begegnet. Meine Frau iſt eine Frau, wie deren ohne Zweifel viele, ich ein Mann, wie es deren noch mehrere giebt, unſere Ehe eine Ehe, wie faſt alle Ehen. Wenn man Friede und Glück ſucht, ſo muß man es wahrlich nicht im ehelichen Leben ſuchen. Die innere Verſchiedenheit der Ideen und Gefühle iſt bei den Menſchen eben ſo groß, wie die äußere der Geſichtszüge; verbinden ſich zwei Perſonen mit einander, ſo durchkreuzen ſich dieſe Ideen und Empfindungen, und nur die Art, dies Begegnen zu ertragen, modificirt ſich nach dem Karakter. Ich habe das Unglück, empfindlich und leicht verletzlich zu ſein; meine Frau iſt kalt und herrſchſüchtig. Dieſe Verſchiedenheit unſerer Karaktere eignet ſich nun vorzüglich, unſere Fehler zu entwickeln und ihnen einen freien Spielraum zu öffnen, der mich unglücklich macht. — Ich bin es ſo ſehr, als man es ſein kann; aber wozu die Zergliederung? Vergeſſenheit und Schweigen müſſen alles begra-

ben; — ſie allein ziemen meiner gegenwärtigen Lage. Verſunken in eine dumpfe Niedergeſchlägenheit, in ein ſtummes Hinbrüten der Betrübniß möchte ich alles vergeſſen, und mich ſelbſt vernichtet fühlen. Du ermunterſt mich, zu hoffen, Du ſagſt, daß noch eine glücklichere Zeit erſcheinen kann. — Das iſt unmöglich, mein Freund. — Doch noch wohnt im tiefſten Grunde meiner Seele einige Geduld und Verläugnung; noch kann ich leiden. Das Uebel nimmt mit jedem Tage zu; mein Haus gewährt mir keinen ſchmerzensfreien Moment mehr; ich bin darin nichts mehr als ein Weſen, deſſen Exiſtenz wenig, deſſen Glück gar nicht beachtet wird. Meine anſcheinende Gefühlloſigkeit wird für Einwilligung zu Allem, und für Billigung derjenigen Denk- und Handlungsweiſe genommen, die meinem Karakter am allerentgegengeſetzteſten iſt. Suche ich mich aus dieſer Ertödtung hervor zu reiſſen, ſo erſchwere und erbittere ich noch mein Leben. Meine Frau hört mich entweder nicht, oder, mich vorſätzlich miß-

verſtehend, iſt ſie es, die ſich zu beklagen ein Recht hat, und ſich unglücklich fühlt. Der Vorfall mit Paulinen iſt eine nie verſiegende Quelle von Vorwürfen und Verdruß. Ich bin genöthigt geweſen, in Gegenwart meiner Frau mit dem Prediger zuſammen zu kommen, um eine Art von Rechtfertigung anzuhören; und um alles zu beendigen, hat man Zülow beredet, Paulinen nach Stettin zu einer Verwandtin ihrer Mutter zu ſenden, welches den Nachtheil, den ihr Ruf erlitten hat, noch vermehrt. Ich habe Zülow nicht wieder geſehen. Jene Jagdpartie, von der ich Dir in meinem letzten Briefe ſchrieb, iſt auch nicht zu Stande gekommen. Meine Frau vereitelte ſie, und ich ſah mich genöthigt, irgend einen gehaltloſen Vorwand und demüthigende Lüge aufſuchen zu müſſen, um meine Einladung zurück nehmen zu können. Ich habe mich dem Gelächter dieſer Männer preis geben müſſen, die meine Freunde waren, und nun nicht wieder zu mir kommen werden. Alles vereinigt ſich, mich auf's Aeußerſte

zu bringen, und wenn ich daran denke, daß mein Dulden und Ertragen auch von Dir vielleicht als verächtliche Schwäche angesehen wird, so wird mir das Leben unerträglich. Ich verstehe recht gut, was Du in Deinem Briefe andeuten willst, wenn Du von der Kraft sprichst, die der Mann haben muß, und von der Ueberlegenheit und dem Ansehen, welches er als Gatte zu behaupten wissen muß. Ich denke darüber wie Du, und mir fehlt die schmerzliche Empfindung nicht, zu wissen, wie man über einen unterjochten Ehemann urtheilt. Kann ich mich aber aus diesem Druck nur befreien, indem ich Ida als Sklavin behandle, so würde mich das nur noch unglücklicher machen. Glaube mir, es ist nicht Feigheit, die mich bis zur Vernichtung niederbeugt, sondern Verzweiflung, mich über mein Glück so grausam getäuscht zu haben. Ich war einst zufrieden, — ich weiß noch, daß ich es war, — ich wollte glücklich werden, und dieser Fehlgriff hat mich unermeßlich betrogen; er hat zwei unglückliche Wesen

durch

durch ewige Ketten an einander geſchmiedet, und ich muß dieſe Ketten tragen, ohne die Kraft, die ich ihnen entgegen ſetzen könnte, zu berechnen. Kannſt Du ſie faſſen, dieſe Schrecklichkeit des Daſeins, wenn es von jedem Bande der Neigung und der Liebe losgeriſſen, nichts als eine öde, leere Vereinzelung darbietet? — In meinem Hauſe herrſcht nicht mehr jenes patriarchaliſche Intereſſe, das die Würze des häuslichen Lebens iſt. Der Herr und die Frau vom Hauſe weichen ſich einander aus und ſind ſich gegenſeitig läſtig, — alle die es bewohnen ſind nur durch das Joch der Nothwendigkeit zuſammengehaltene Weſen. Ehemals war das anders; jeder Einzelne trug zum Glücke Aller bei, wünſchte und beförderte es. Ich war glücklich, weil Alles es war, was mich umgab. — O warum kann ich jene Vergangenheit nicht vergeſſen! — Mein einziger Troſt, meine einzige Stütze biſt Du. Wenn ich Dir ſchreibe, iſt mir, als wenn ich noch geliebt werde. — Schone mich, mein Lieber, und wenn unſre Art zu denken von einander abweicht, ſo

laß das Herz nicht darunter leiden, das Dein iſt bis zum letzten Seufzer.

Siebzehnter Brief.

Der Entſchluß iſt gefaßt, ich komme, Dir ein ewiges Lebewohl zu ſagen; in dem Schmerz deſſelben fühle ich noch, wie ich Dich liebe. — Dein Brief! — er iſt grauſam, — ſo voll geſuchter Ausdrücke, — voll dunkler Worte. — Niemals haſt Du Dich früher ſolcher künſtlichen Wendungen bedient. Ich fühl' es, Du willſt mir nicht mehr ſagen, was Du denkſt, — Du willſt mir Dein Urtheil verſchweigen. Ich enthüllte Dir das Innere meiner Seele, und raubte mir dadurch Deine Achtung. Ich bin in Deinen Augen nichts mehr, als ein durch ſeine Schwäche lächerlicher und unglücklicher Mann. — Ich habe keinen Freund mehr; alles iſt verloren. Wie oft habe ich Deinen Brief wieder geleſen: ich habe ſeinen Sinn zu enträthſeln geſucht, und fand darin Deine Nichtachtung eines Mannes, den Du ſchwach und feige von einem

Weibe unterjocht glaubſt. Und ich geſtehe es, eben hatte ich dies Joch in ſeiner drückendſten Schwere gefühlt. Meine Frau hat mir ihre Gleichgültigkeit, ihre Geringſchätzung, ihren Widerwillen geſtanden. Ich wollte noch einmal verſuchen, Gefühl und Vernunft bei ihr geltend zu machen. — Mit welcher Kaltblütigkeit, mit welcher treuloſen Sanftmuth hörte ſie erſt an, was ich ihr ſagte, — ich hoffte, — einen Augenblick lang hoffte ich, — aber welche Härte, welche giftig kalte Vorwürfe, welche Beſchuldigungen habe ich hören müſſen! — und mit welchem Anſtrich von Großmuth und empörender Schonung! — Unwiderſprechlich ward ich überzeugt, daß ſie bis zur entſchiedenſten Abneigung gegen mich eingenommen iſt. — Das Weib, das ich liebte, der Freund, den ich ehrte, der Ruf, den ich hatte, — alles iſt mir verloren — von Liebe, Freundſchaft und Ehre verlaſſen und verrathen, iſt mir das Leben eine zu drückende Laſt. — Ich werfe ſie ab, und ehre den Wink der Vorſicht, die mir, da ſie mir die Kraft

verſagt, ſie zu tragen, andeutet, ſie abzuwerfen. — Meine empörte, gemißhandelte Seele zerreißt die Bande, die ſie feſſeln. Verdamme mich nicht, mein Freund; am Ausgange des Lebens hat Deine Meinung noch Werth für mich, — aus meinem Grabe tönt Dir noch die dumpfe Stimme, die Dich um Schonung und um eine Thräne fleht! — Lange, lange hat die Vernunft mit der Verzweiflung gerungen; — meine Piſtolen hängen neben dem Bilde meines Vaters, — mein Blick, der ſie ſuchte, traf ſeine Augen, — von der Erde verlaſſen, winkten ſie mir tröſtend und bedauernd zu ihm zu kommen, — zwiſchen dem Leben und mir iſt kein Band der Liebe mehr übrig, — ſchon iſt meine Thür verriegelt, — mein letzter Wille iſt an Dich überſchrieben, — ſei milde in ſeiner Vollziehung. Haſſe niemand, — verdamme nur mein zu weiches Gefühl, meine zu groſſe Leichtigkeit, unglücklich zu werden. — Lebe wohl, mein innig, mein ewig geliebter Freund! — Friede und Segen mit Dir! — Lebe wohl!

IV.

Marie.

Mit ſüßer Wehmuth habe ich dieſen Ort wieder geſehen, wo ich an der Hand und dem Herzen meiner edlen, unvergeßlichen Tante meine Kinderjahre verlebt habe. Ich war eilf Jahre alt, als ihre Heirath mich in das älterliche Haus zurückführte, da meine Mutter ſich nicht entſchließen konnte, mich ihr in das fremde Land, wohin ſie ihrem Gemal folgte, mitzugeben: allein ich erinnere mich noch lebhaft des Schmerzes, mit dem ſie mich von ſich ließ, und der Gewalt, die man anwenden mußte, mich von ihr zu reißen. Monate lang konnte kein Spiel, keine Zerſtreuung mich erheitern; nur langſam gelang es dem fröhlichen Leben unter meinen Geſchwiſtern, mich mit dieſer Trennung zu verſöhnen, und du weißt es, liebe Karoline, wie oft ich der

Verlornen gedachte, wie ich an ihr Andenken alles Schöne und Gute band, und wie dem reifenden Mädchen ſich ihr Bild zum Ideal edler Weiblichkeit immer heller verklärte. Du weißt auch, wie ich in dem Hauſe meiner Aeltern immer gewiſſermaßen eine Fremde blieb, und wie mein Großvater, deſſen Liebe mich ſeit meiner Geburt vor allen ſeinen Kindeskindern auszeichnete, mich in meinem vierzehnten Jahre, zur Pflege und Erheiterung ſeines Alters, zu ſich nahm. Seit den vier Jahren nun, daß ich bei ihm lebe, war es mein ſehnlichſter Wunſch, dieſe Gegend wieder zu ſehen, und da er mich über die Trennung von dir, Freundin meiner Seele, ſo gern aufheitern wollte, ſo ſchlug er mir vor, ihn auf ſeiner diesjährigen Reviſionsreiſe, die ihn in dieſe Gegend führte, zu begleiten. Ach, Karoline, es geht doch kein Zauber über den ſolcher aufdämmernden Erinnerungen der ſeligen Zeit, wo ganz ungetrübter Friede uns beglückte. Was gränzt näher an Elyſium, als die frohe Kindheit? und warum iſt die Sehnſucht ſpäterer

Jahre nach ihren Blumen und Träumen so nahe mit dem Schmerz verwandt? —

Das Gut ist jetzt verpachtet; mein ältester Oheim bringt indessen alle Sommer ein paar Wochen hier zu, und daher ist das Schloß mit dem erforderlichen Hausgeräth versehen. Der Garten ist etwas verwildert; doch erkannte ich noch jeden Gang, jede Laube, fand auch das Plätzchen wieder, das ich damals mein nannte, und dessen Besitz mich froher als ein Königreich machte; und auf diesem Plätzchen stand noch der Rosenstock, den mein damaliger Gespiele, Adolph N., mir schenkte, und dessen erste Rose ein Geburtstagsgeschenk für die gute Tante Minna wurde. Im Schlosse fand ich noch die alte Eintheilung der Zimmer wieder: doch der Geist, der hier ehemals Segen und Leben verbreitete, war entflohn, und alle die Anstalten, die meine Tante für das Glück der Unterthanen geschaffen und gebildet hatte, sind zerstört. Das machte mich sehr traurig. Mein Großvater, dessen verstorbene Gattin in diesen Zimmern geboren,

erzogen und ihm angetraut worden war, war eben so still und bewegt, als ich. Wir wollten nur einen Tag hier verweilen, und dann nach N., dem Lustschloß des Herzogs, fahren, der uns dorthin eingeladen hatte: allein ich erbat es von meinem Großvater, bis zu seiner Rückkunft von dort hier bleiben zu dürfen, wo ich mich in den Erinnerungen einer unvergeßlichen schönen Zeit sehr glücklich fühle.

Lebe wohl! Ich muß diese Bauernhäuser wieder besuchen, wo ich so oft mit der Tante war, wenn sie Kranke zu heilen, Betrübte zu erquicken hatte. Liebe Karoline, wer ihr gleichen könnte! Ich bin nicht reich genug, um, wie sie, Schulen anlegen, Arbeit herbeischaffen, ganze Dörfer beglücken zu können: aber keinem Menschen, auch nicht in der beschränktesten Lage, versagt sich die Gelegenheit, Gutes zu thun; er findet immer wunde Herzen, die den Verband zarter Sorge, Blicke, die ein nasses Auge, Seelen, die eine Brust voll treuer Liebe bedürfen. Und gewiß, Karoline, ich liebe die Men-

ſehen recht herzlich, ſo ſchwer ich es auch em-
pfinde, daß mir etwas, was ich nicht zu nen-
nen weiß, abgeht, um mich mit ihnen zu be-
freunden. Ich bin ſeit der Trennung von mei-
ner Tante verſchüchtert worden, und das giebt
mir einen Mangel an Sicherheit und eine Un-
behelfenheit für die Verhältniſſe des Lebens, die
mich drücken, ohne daß ich ihnen abzuhelfen
weiß.

Es ſcheint, als ob der Schauplatz meiner
Kinderjahre vom Schickſal auserſehen iſt, mich
reich an theuren Erinnerungen zu machen. In
dem Veilchenkranz meiner bisherigen hat der
Zufall noch eine Roſe eingeflochten, deren Duft
mich lange erfreuen wird.

Ich beſuchte die Dorfwohnungen. Nur in
einigen erinnerte man ſich noch meiner, und
auch nicht mehr in allen meiner Tante. Aber
wo man ihren Namen ausſprach, wurde er mit
dankbarer Rührung genannt. Ja, ſagte mir
ein Greis, das waren noch Zeiten, wie der alte

gnädige Herr noch lebte, und die jungen Herren Barone und das gnädige Fräulein noch ſo zuſammen auf dem Schloſſe waren! Wer da ein Anliegen hatte, ging mit leichtem Herzen hinauf; ihm ward gewiß geholfen. Jetzt — ei nun, der Verwalter iſt auch gut, aber ein Stiefvater iſt doch ein Stiefvater. Indem trat ein junges, reinlich gekleidetes Weib in die Stube; ſchüchtern blieb ſie, als ſie mich erblickte, an der Thüre ſtehen. „Nur näher, Grete," ſagte der Alte, „du brauchſt dich nicht zu fürchten; das iſt Fräulein Marie, die ſonſt oben bei Fräulein Minchen auf dem Schloſſe war. Du haſt ja damals oft genug mit ihr geſpielt und weißt noch immer ſo viel davon zu erzählen." Freudig überraſcht trat das junge Weib auf mich zu, und indem ſie herzlich meine Hand küßte, fragte ſie: „Und kennen Sie Weber's Grete nicht mehr?" Ich erinnerte mich ihrer ſehr gut; ſie war damals bei meinen Gartenarbeiten meine treue Gehülfin, und mir ſehr zugethan. Es freute mich, ſie wiederzuſehen und ich fragte

nach ihrer gegenwärtigen Lage. Sie war an einen Tagelöhner verheirathet und ſeit wenig Wochen Mutter eines kleinen, rothbäckigen Jungen. Ich ging mit ihr nach ihrem Hauſe, um das Kind zu ſehen. Auf dem Wege plauderten wir von vergangnen Zeiten. „Und was macht denn," fragte ſie mich, „der Junker Adolph, der damals mit ſeinem Hofmeiſter ſo oft bei Ihnen auf dem Schloſſe war?"

Könnte ich doch die Lebhaftigkeit begreifen, mit der, bei dieſer einfachen Frage, aus dem magiſch verhüllten Hintergrunde der Kindheit Adolphs Bild vor mich trat! Wir waren in dem Zirkel des nachbarlichen Umgangs unſrer Familien die einzigen Kinder gleichen Alters, und als ſolche unzertrennliche Spielgefährten; ein Band, das durch gemeinſchaftlich ertheilten Unterricht in der Muſik und im Zeichnen noch feſter gezogen wurde. Unſre Trennung koſtete uns viel, und wir ſchieden mit dem ernſtlich gemeinten Verſprechen, uns nie zu vergeſſen. Er wurde aber bald darauf nach einer Schule,

dann auf eine Univerſität geſandt, und von da ging er auf Reiſen. So hörte ich ſeit Jahren nichts von ihm und erinnerte mich ſeiner nur noch ſelten, wie einer freundlichen Traumgeſtalt. Jetzt aber ſchwand plötzlich der Nebel, den Zeit und Ferne über ſein Bild gezogen hatten; wunderbar ergriff mich ſein Andenken, und lebhaft erwachte in mir der Wunſch, ihn wiederzuſehen. Eine ſtille Träumerei ſchlich ſich in meine Seele, und mich dünkte, die Furcht vor der Zukunft und dem Leben, die ich oft beklemmend empfinde, müſſe ſchwinden, wenn der Jugendfreund wieder, wie damals, neben mir ſtünde.

Am zweiten Tage meiner Einſamkeit war ich noch ſpät Abends im Garten. Eine laue Wärme ſenkte ſich aus dem bewölkten Himmel duftend auf die Erde, und alle Blüthen, alle Knospen ſchienen ſich ihr liebend entgegen zu neigen. Es war eine Stille in der Natur, als gehe ein Engel durch ſie hin. Ich war ſehr glücklich und doch ſo bewegt, daß ich ſanft

weinen mußte, ohne zu wiſſen, warum? Da hörte ich in dem nahen Bogengange die Stimme meines Großvaters und eilte ihm entgegen. „Hier," ſagte er, und ſtrich mir lächelnd die Locken von der Stirne, „bringe ich dir noch einen Gaſt, von dem du aber rathen muſt, wer es iſt." Ich blickte auf und vor mir ſtand eine edle männliche Geſtalt mit einem Geſicht, deſſen Kolorit der Jugend, deſſen Ernſt dem Mann angehörte. Schöne, dunkle Augen ruhten mit dem Ausdruck des Intereſſes und der Ueberraſchung auf mir, und uns gegenſeitig begrüßend, ſtanden wir einige Sekunden ſtumm, einander gegenüber. „Nun?" fragte mein Großvater ſcherzend. „Wenn ich meiner Ahnung trauen dürfte," ſagte ich, „ſo würde ich den Geſpielen meiner Kindheit in Ihnen begrüßen." „Gerathen!" rief mein Großvater, und Adolph faßte traulich meine Hand. „Liebe, ſanfte Marie," ſagte er, „wie finde ich Sie in dieſem Wiedererkennen doch ganz ſo wieder, wie ich es mir

immer getraumt und gewünſcht habe, Sie wiederzufinden!“

Warum, Karoline, erröthete ich hier? warum war in mir eine ſo ängſtigende und doch nicht unliebliche Verwirrung? Du weißt, wie fremd ich bisher gegen alle Männer war, und nur immer von ihnen unbemerkt zu bleiben wünſchte. Die ſüße Sorge, das Alter meines vortrefflichen Großvaters durch Liebe und Pflege zu erheitern, und deine Freundſchaft füllten meine [illegible] die tiefſte Sehnſucht empfunden habe, dieſen Kreis meiner Liebe und meines Glücks zu erweitern. Die ſogenannten Freuden der Welt kenne ich nicht, da ich von jeher einſam und einfach lebte. In der erſten Zeit, wie ich zu meinem Großvater kam, that ich es, um mir das harte Urtheil zu erſparen, ich laſſe mir durch Glanz und Schimmer meine Liebe von ihm bezahlen: bald aber ergriff mein Gemüth dieſe Lebensweiſe mit inniger Liebe, und ich kann richtiger ſagen, daß meine Natur ſich in ihr ausſpricht, als daß ſie mir

zur

zur Natur geworden iſt. Daß man auch in meiner Einfachheit Kunſt ſieht und meine ganze Lebensweiſe für ſchlaue Berechnung des Zweckes hält, die Erbſchaft meines Großvaters deſto ſicherer zu erſchleichen; daß man mich desfalls haßt und anfeindet, all mein herzliches, offenes Entgegenkommen mit Kälte vergilt: o Karoline, du weißt, wie dies nach und nach meinem Karakter dieſe verſchwiegene Wehmuth und die bange Furchtſamkeit beigemiſcht hat, die oft in dir Sorge für meine Zukunft erweckte, weil du fürchteteſt, ſie mache mein Herz zu krankhaft empfindlich für den Schmerz, und raube mir die Kraft, ſelbſtſtändig zu ſein. Dieſe Gefahr kann ich nicht fürchten, weil ich ſie nicht kenne; dagegen fühle ich aber in mir eine gewiſſe Unbeholfenheit mit den Menſchen umzugehen, weil ich von der Welt nichts, als meine Bücher und meinen Großvater kenne. Müßte ich je in einen lebendigeren Kreis treten, müßte ich je mit Menſchen leben, die meine Lieblingsneigungen nicht theilten: ach Karoline, ich könnte ſehr

unglücklich werden, und darum iſt mir auch der Beruf, unverheirathet zu bleiben, ſo willkommen. Mein Großvater würde mich freilich nicht halten wollen; ſeine Liebe würde mit allem Schein der Freudigkeit ſagen: Zieh mit dieſem Manne, wenn es dich glücklich macht! Aber meine Pflicht heiſcht es, daß er dies Wort der Trennung nie zu ſagen braucht. Er liebt mich, wie er keine ſeiner Enkelinnen liebt; ich weiß auch keine unter ihnen, der ich mein Herz für den vortrefflichen Vater zutraue, und der ich daher gönnen könnte, meine Stelle bei ihm zu erſetzen. Und wer würde mich auch ſo lieben, wie er mich liebt? —

Doch ich wollte ja nur dir und mir die Verwirrung erklären, die mir am erſten Abend Adolphs Nähe gab! Jene Verlegenheit wußte er bald durch die Unbefangenheit zu vertreiben, mit der er die Vertraulichkeit unſrer Kinderjahre wieder herbeiführte. Eben das, was mich zuerſt verlegen machte, ſeine trauliche Anrede, ſein Nennen meines Namens, machte mich bald

getroſt. Es war ja keine neue Bekanntſchaft, die ich machte, ſondern nur die Erneuung eines aus der Vergangenheit aufblühenden Verhältniſſes, das aus ihr entſproßte, wie der Saame, den man der Erde anvertraut, ihr als duftende Blume entblüht.

Adolph, den mein Großvater in R. getroffen hatte, und der, als er erfuhr, ich ſei hier, den Wunſch, mich wiederzuſehen, empfand, wird uns auf unſrer fernern Reiſe begleiten, was mein Großvater ſehr gern ſieht, da er ihn wegen ſeiner mannichfaltigen Kenntniſſe ſchätzt und ſeine Unterhaltung liebt. Er iſt Kammerherr am —ſchen Hofe und arbeitet mit im Kabinet. Nur auf Urlaub iſt er jetzt im Vaterlande, das er bald wieder verlaſſen muß. Liegt aber nicht in dieſem Zuſammentreffen, wodurch allein unſer Wiederſehen herbeigeführt werden konnte, etwas Wunderbares? vorzüglich für mich, die ich, hätten wir uns in einer Geſellſchaft getroffen, nie in ihm meinen Spielgefährten erkannt, nie das Herz gehabt hätte, dieſen in ihn zu

begrüßen. Du glaubſt nicht, wie ſehr gebildet, wie glänzend und gewandt er in Geſellſchaften iſt. Er erſcheint mir dann wie ein ganz andres Weſen, ſehr liebenswürdig, mir aber fremd, und eben ſolchen Eindruck der Fremdheit ſcheine ich in gröſsern Zirkeln auf ihn zu machen: allein im einſamen Umgang mit meinem Groſsvater und mir, da iſt er wieder ſo ganz er ſelbſt, ſo einfach, ſo herzlich, und alle Zierlichkeit ſeiner höfiſchen Bildung erſcheint dann nur wie eine erborgte, fremde Tracht, die ſein tiefes, reiches Gemüth, ſeine mit allem Schönen befreundete Natur als einen köſtlichen Schmuck angelegt hat. —

Seit einigen Wochen ſind wir wieder zu Hauſe, und ich, nach ſechswöchentlicher Abweſenheit, bin wieder in meinem häuslichen Wirken und Treiben ganz eingewohnt. Ach Karoline, ſechs Wochen: welch ein kurzer Zeitraum, und doch iſt mir, als ſei mein ganzes Leben durch ihn umgeſtaltet! Mein Groſsvater glaubt, daſs Adolph mich liebt. Ich ſelbſt habe es in einzel-

nen Augenblicken geahnt: allein, trotz des tiefen Eindrucks dieſer Augenblicke auf mein Herz, verflog die Täuſchung gleich nieder. Ach ich müßte ja ganz anders ſein, als ich bin, um Adolph zu gefallen. Woher ſollte er den Muth nehmen, mich mit meiner blöden Einſylbigkeit in die Welt einzuführen? Nein; er iſt mir wohl gut, aber er achtet mich nicht genug, um mich als ſeine Gattin ſich denken zu können und zu mögen. Er hat auch Recht; ich fühle es genug, daß ich eigentlich nur ein unbehelfnes, einfältiges Ding bin, und nichts weiter. Das iſt ein ſchmerzlich demüthigendes Gefühl, das ich nur übertäuben kann, wenn ich ganz einſam lebe und mich dem Urtheil der Menſchen gar nicht bloß ſtelle. Adolph war ſehr gut und zärtlich gegen mich, weil ich ſeine ehemalige Spielgefährtin war: aber die andern Menſchen, die mich nicht kennen, mit denen ich nicht geſpielt habe, Karoline, die würden mich verſpotten, wenn ich unter ihnen leben müßte. — Ich breche ab; denn ach, Karoline, ich bin nicht heiter!

Gewiß, Liebe, hat mein Zuſammentreffen mit Adolph nicht den Einfluß auf meine Anſicht des Lebens und meines Berufs gehabt, den du zu fürchten ſcheinſt. Ich würde auch nie irgend einem Gefühl in mir einen Einfluß auf etwas, was ich früher als wahr und gut erkannt habe, vergönnen. Wir jungen Leute hören ſo oft von erfahrnen Menſchen, das Herz ſei der feinſte und gefährlichſte aller Sophiſten, daß wir wohl nicht zu mißtrauiſch gegen unſre Schwäche ſein können, und uns vorzüglich hüten müſſen, den Zeitpunkt erwachter Neigung zur Prüfung unſrer Pflichten und der Gründe unſers Verhaltens benutzen zu wollen. Ich kann mich hierin keines Fehlers zeihen; auch ſcheint mir mein Herz, ſo weit ich es zu ergründen vermag, wohl einer tiefen und unvergänglichen, aber keiner ſo leidenſchaftlich heftigen Empfindung fähig zu ſein, daß das Gleichgewicht meiner Pflichten und Wünſche daurend dadurch geſtört werden könnte. Wenn man Gott wahrhaft liebt, ſo ruht ja auch dies Gleichgewicht auf einer unerſchütterlichen

Grundlage. So iſt auch in mir, wenn ich an Adolph denke, kein Kampf, kein Streit und alſo auch kein Verdienſt des Sieges: ſondern nur ein ſtilles, wehmüthiges Gefühl, von dem mir iſt, als gebe es meinem Leben einen höhern Gehalt, und mir eine Mündigkeit, die ich nur durch daſſelbe gewinnen konnte.

In der erſten Zeit nach unſrer Rückkunft war ich ſehr niedergeſchlagen. Mein Großvater bemerkte es, und mit all der Milde, die du an ihm kennſt, forſchte er nach der Urſache dieſer Stimmung. Ich wußte ihm eigentlich nichts zu antworten; und o wie zart, wie liebevoll kam er auf Adolph, und bat mich, ihm offen zu ſagen, ob ich dieſen liebe und mit ihm glücklich zu werden glaube. „Scheue dich nicht vor dieſem Geſtändniß, liebe Marie," bat er mich freundlich; „ſieh, mein Haar iſt weiß, und überdem ſagt mir ein inneres Gefühl, daß mein Weg bald zu Ende iſt. Dein Leben beginnt erſt, und was könnte ich inniger wünſchen, als dein Glück noch vor meinem Tode geſichert zu ſehen? Du

haſt deinem alten Vater einen Theil deiner ſchönſten Jugendjahre geopfert: was du als Tochter an mir gethan haſt, wird Gott dir einſt als Gattin und Mutter lohnen. Wenn du alſo Adolph liebſt, ſo nimmſt du meinen ganzen Segen mit, und das iſt eine Ausſteuer, die dem lieben Gott wohlgefällt, und Friede und Freude ins neue Haus bringt.“ Ich warf mich in ſeine Arme und betheuerte ihm, daß der Gedanke, ihn verlaſſen zu ſollen, mir ſo abſchreckend ſei, daß mich nichts in der Welt damit auszuſöhnen vermöge. Adolph ſei mir ſehr werth; allein, abgerechnet, daß ich durchaus keinen Grund habe, mich von ihm geliebt zu glauben, könne ich auch mit voller Wahrheit verſichern, daß mir eine Verbindung mit ihm nie als Erſatz für die Trennung von einem ſo geliebten Vater erſcheinen könne. Er drückte mich an ſeine Bruſt. „Gott lohne dir deine Kindestreue! Es würde mir auch unbeſchreiblich wehe gethan haben, dich zu verlieren, da ich den Gedanken ſo lieb gewonnen habe, in deinen Armen zu ſterben.“ Ich

war ſehr gerührt; er trocknete mir die Thränen ab und ſtand auf, mir ein Papier aus ſeinem Schreibtiſch zu geben. Es war eine geſetzmäßige Erklärung, in der ich als mündig anerkannt, und mir die Verwaltung des Vermögens, das ich künftig mein nennen könnte, ohne alle Einmiſchung meiner Familie, allein übertragen wurde. Der Herzog hat meinem Großvater dieſe Bitte gewährt, ſo ungewöhnlich ihm auch, wie er äußerte, dies Vertrauen in eine achtzehnjährige Klugheit erſchien. „Nimm dieſe Zuſicherung einer Unabhängigkeit," ſagte mir mein Großvater, „von der ich weiß, daß du ſie verdienſt und ihrer zum Glück deines Herzens bedarfſt. Sie iſt der letzte Beweis meiner Liebe, den es mir vergönnt iſt, dir zu geben." Ich drückte ſeine Hand an mein Herz, und hoffe, daß mein theurer Vater mich in meinem Dank für dies Geſchenk errieth, ob wir gleich über alle ſich auf dieſen Punkt beziehende Verhältniſſe nie ein Wort gewechſelt haben.

Er iſt nicht mehr! der edelſte, zärtlichſte Vater iſt nicht mehr, und ich bin verwaiſt! Karoline, das Gefühl, mit dem man am Sarge eines geliebten Menſchen ſteht, iſt ernſt und ſchaurig, hehr und heilig, wie der Tod ſelbſt. Zu dieſem Gerechten trat der Tod wie ein ſtiller Genius, der den Sterbenden in ein lichteres Friedenseiland führt und den Schmerz der Zurückbleibenden heiligt. Ich bin tief, aber ſtill betrübt. Das Andenken ſeiner Liebe und ſeiner Tugenden iſt mir ein bleibender Segen des unvergänglichen Glaubens an Menſchenwürde und reine, uneigennützige Güte. Ich habe ihn leben ſehen, und die Erinnerung ſeiner Todesſtunde wird mich auch ſterben lehren.

Er war in dieſen letzten Monaten kränkelnd und hinfällig, aber nie bettlägerig, und in ſeinem Weſen nur ſtiller, ſinnender, und voll Vorgefühl ſeines nahen Endes, das er mir auch nicht zu verbergen ſuchte, ſondern ſich bemühte, mich, in allen unſern Unterredungen, mit dem Tod in ſeiner freundlichſten Geſtalt bekannt zu

machen. Den letzten Abend waren wir in dem weißen Zimmer, aus deſſen Fenſtern du und ich ſo oft die Sonne ſinken ſahen. Er ließ ſeinen Stuhl an das offne Fenſter rücken und ſein Auge hing feſt an ihrer reinen Feuerglut. „Hole deine Harfe,“ ſagte er mir, „und ſinge ihr ein Abſchiedslied.“ Ich ſang:

Sonne, du ſinkſt!
Sonne, du ſinkſt!
Sink' in Frieden, o Sonne!

Still und ruhig iſt deines Scheidens Gang.
Rührend und hehr deines Scheidens Schweigen.
Wehmuth lächelt dein freundlicher Blick;
Thränen entträufeln den goldenen Wimpern.
Segnungen ſtrömſt du der trauenden Flur,
Immer tiefer,
Immer leiſer,
Immer ernſter und hehrer,
Sinkſt du, Sonne, die Lüfte hinab!

Sonne du ſinkſt!
Sonne du ſinkſt!
Sink' in Frieden, o Sonne!
Schlummre hin in Wonne!
Nachtigall flötet dir Schlummergeſang.

Schön ſinkt ſich's nach der Mühe des Tags,
Schön in harrender Ruhe Arm,
Nach wohlbeſtandenen Tagewerk.

Schlummre ſanft
Nach dem Kreislauf des Tags!
Wache froh
Nach verjüngendem Schlummer auf!

Erwach', ein junger, freudiger Held!
Erwach' zu neuen Thaten!
Sink' in Frieden!
Schlummre in Ruhe!
Wach' in Entzückungen, Sonne, auf!

„Sink' in Frieden!" ſagte er leiſe, nahm ſein Mützchen ab, und ſah mit gefalteten Händen andächtig in das offene Feuergrab. Nie werde ich dieſen Augenblick vergeſſen, nie den Vater, wie er, von ſinkenden Stralen erleuchtet, mit verklärtem Auge dem Quell eines Lichts nachſah, dem er bald näher zu kommen fühlte. Plötzlich ſchoß die Sonne wie mit einem Blitz hinab und hellere Glut flammte am Abendhimmel auf. „Sie iſt hinab," ſagte er aufſtehend; „ich will auch ſchlafen gehen. Gute Nacht, Marie!" Er hielt mich eine Minute ſchweigend an ſein Herz gedrückt, und noch eine ſah er mich an mit einem Abſchiedsblick, der ewig, ewig in meiner Seele bleibt. Dann hob er die Hand: „Der

Herr ſegne dich und behüte dich! der Herr laſſe dir ſein Angeſicht leuchten ewiglich und gebe dir Frieden!" — Mich durchfuhr eine Ahnung unſrer nahen Trennung; ich ſank vor ihm nieder und drückte mit heißen Thränen meine Lippen auf ſeine lieben Hände, und dieſe an mein Herz. Ach des Schmerzes ſolcher unwiderruflichen Trennung! —

Sobald ich mich zu faſſen vermochte, ging ich nach ſeinem Zimmer und fand ihn ſanft ſchlafend. Ich konnte mich nicht entſchließen, ihn zu verlaſſen, und warf mich aufs Sopha. Ein, zwei Stunden vergingen: ſein Schlaf blieb ſtill und ruhig. Ein leichter Schlummer überhüllte nach Mitternacht mein Auge: da war mir, als fühlte ich an meiner Wange einen ſanften Hauch vorüber gleiten, und als hörte ich meinen Namen nennen. Erſchrocken ſprang ich auf und eilte zu ihm: er war nicht mehr! Der Redliche, Gute, Fromme ſchlief den Todesſchlaf. Mein Muth brach; wie vernichtet ſank ich an ſein Lager nieder und küßte ſeine bleichen Lippen und die kalten

Hände, die mich ſo treu geleitet hatten. Aber der ſanfte Geiſt frommen Friedens, der ſein Leben bezeichnete, ſprach noch aus ſeinen Zügen zu meinem wunden Herzen, und ich konnte aus innerſter Seelenfülle beten und weinen.

Ich ſandte dann zu meinen beiden Tanten. Du kennſt ſie; weißt, wie um uns alle das ſchöne Band der Familienliebe ſich ſchlang, bis die Vorliebe meines Großvaters für mich es löſte. Von jeher ſahen ſie dieſe Auszeichnung mit Unwillen, und ihr Unmuth darüber wurde laut gegen mich, als mein Großvater mich von meinen Aeltern fort zu ſich nahm, und ſie in mir ſeine künftige Erbin muthmaßten. Was ich alles that, um ſie mit mir zu verſöhnen, weißt du; aber all mein Beſtreben ward Heuchelei geſcholten, und ſie ſuchten alles hervor, mich zu kränken, was ihnen ſehr leicht wurde, da ich ſie liebte und gegen Unfreundlichkeit und Kälte nur zu empfindlich bin. Jetzt ward ihnen recht Freyheit, mich zu betrüben, und hart genug benutzten ſie ſie. Meine älteſte Tante fand mich noch

weinend. Auch ſie vergoß Thränen, und doch ſagte ſie mir: für das Abtrocknen meiner Thränen werde ich wohl geſorgt haben. Ich ſah ſie an und meine Thränen ſtockten. Gefaßt trat ich der jüngern Tante entgegen. Sie warf ſich laut ausrufend über die Leiche hin; ich ſtand neben ihr, und wer von uns den Werth des Todten und ſeinen Verluſt am tiefſten fühlte, richte Gott! Aber bitter warf ſie mir meine Faſſung vor: nun ſei der Vater todt und ich finde es nicht einmal der Mühe werth, ein paar Thränen um ihn zu vergießen! Schweigend küßte ich die Hände des theuren Todten und wollte mich entfernen. Mein Schweigen war gewiß nicht Trotz; und doch riefen ſie mich zurück und forderten mir die Schlüſſel ab; mein Reich ſei hier zu Ende, und es müſſe ſich erſt zeigen, ob ein Teſtament da ſei, welches mir den Lohn für meine Uneigennützigkeit ſichere. Ich gab die Schlüſſel augenblicklich hin, da mir der Todte viel zu heilig war, um ſein Andenken durch irgend ein Wort des Unfriedens entweihen zu mögen; dann

floh ich auf mein Zimmer, wo ich zum erſtenmal die Schrecken des Allein- und Verlaſſenſeins in der Welt recht tief empfand. O welch ein Mitleiden werde ich, ſo lange ich lebe, mit der Hülfloſigkeit eines Weſens haben, das nach einem Wort der Theilnahme und des Troſtes ſchmachtet! — Nach einigen Stunden kam der älteſte Freund meines Großvaters, der Präſident H., zu mir. Er bat mich, ihn zu der Leiche zu führen. Ruhig faßte er die Freundeshand: „Fahr' wohl; wir ſehen uns bald wieder!" — Nur Eine Thräne fiel auf die Hand: würdiger wird keine an dieſem Sarge geweint werden. Freundlich bat er mich, bis zur Ankunft meiner Aeltern bei ihm zu wohnen, und ſo ging ich an ſeinem Arm aus dem Vaterhauſe in ein fremdes über. —

Man weiß bis jetzt von keinem Teſtamente. Bei allen hieſigen Gerichten iſt keins niedergelegt. Und nun ſollteſt du ihre Schadenfreude ſehen! Keiner von ihnen ahnt, wie ich zu handeln entſchloſſen war! Es thut mir ſehr weh, daß ſie ihren Eigennutz ſo zur Schau tragen.

Selbſt

Selbſt die Beſſern, ſelbſt der Präſident und ſeine Frau, ſcheinen mich zu bedauern und eine fehlgeſchlagene Hoffnung bei mir vorauszuſetzen. Sie irren ſich, und ihre Meinung ſchmerzt mich um ſo empfindlicher, weil ſie mich zwingt, den Schmerz meines Verluſtes zu verbergen, um ihn vor Mißdeutung zu ſichern. Ach, wenn auf ſeinem Grabe keine Thränen uneigennütziger Liebe vergoſſen werden ſollten: wer dürfte denn hoffen, ſie zu verdienen! — Karoline, mir ſinkt mit ihm viel in die Gruft, und mir iſt, als ſehe alle Freude, alle Hoffnung meines Lebens mit ihm hinab. Ach, ich habe an dieſem Sarge ſchon viel gelernt!

Jetzt ſind auch meine Aeltern hier und bedauern mich! Freundin meiner Seele: auch ſie zürnen dem Todten, weil er mir nur ſein Herz, und nicht ſein Gold gab! Auch gegen mich ſind ſie ſehr kalt. Ach ſolche Erfahrungen an den geliebteſten Menſchen machen recht ſtill und

beklommen. Meine Zukunft, mein Leben im älterlichen Hauſe wird nicht heiter ſein. O wäre Adolph hier! er würde mich tröſten, und ſein für den Eigennutz zu groſſes Herz würde das meine verſtehen! Mir iſt, ſeitdem ich ſo betrübt bin, ſein Andenken wieder lebendiger, als jemals gegenwärtig, und ich frage ſein Bild oft leiſe: Kömmſt du denn nicht, mich zu tröſten? weißt du nicht, daß ich weine? —

Wider unſer aller Erwarten hat ſich nun doch ein Teſtament gefunden. Mein Großvater hatte es dem Herzog ſelbſt übergeben, und der Ueberbringer deſſelben war — Adolph! Noch iſt es nicht eröffnet, aber keiner zweifelt am Inhalt deſſelben. Ich ſehe es voraus, daß ſich der Ausführung meines Entſchluſſes von Seiten meiner Aeltern Schwierigkeiten entgegenſetzen werden: allein ſie dürfen mich nicht irren, ſo höchſt betrübend auch der Gedanke für mich iſt, irgend etwas zu thun, was ihnen mißfällt.

Mein Gefühl macht es für mich zur entſchiedenen Unmöglichkeit, mich auf Koſten meiner Geſchwiſter und Verwandten bereichern zu wollen. Unſre Herzen hatten alle gleiches Recht an des Entſchlafenen Liebe. Keins ſeiner Kinder hat ihn je durch Ungehorſam beleidigt oder ihm ſonſt Anlaß zum Mißvergnügen gegeben: mit welcher Stirn ſollte ich mich nun mit ihrem rechtmäßigen Erbtheil bereichern? Wären meine Tanten reich, würde ihnen mein Antheil nur von ihrem Ueberfluß entzogen, und unterſchrieben ihre Herzen den Ausſpruch meines Großvaters: dann würde ich mit dankbarer Rührung das Glück der Unabhängigkeit und des Wohlſtandes aus ihren Händen annehmen und mich ihrer Güte durch den Gebrauch deſſelben werth zu zeigen ſtreben. Jetzt aber, wo von den drei Schwiegerſöhnen meines Großvaters mein Vater der einzige Wohlhabende iſt, da die beiden andern das Schickſal ihrer Familie nach ihrem Tode auf keine Art zu ſichern vermögen, jetzt würde ich mich ihres Haſſes und ihrer Gering-

ſchätzung werth fühlen, wenn ich anders handelte. Was meinem Großvater ziemte, mir anzubieten, darf ich nicht entſcheiden; er kannte mein Herz; heilig iſt mir ſein Andenken und jede ſeiner Handlungen: auch ſein Vermächtniß wird es mir als Zeichen ſeiner Liebe und eines Vertrauens ſein, deſſen ich mich nur durch einen ſolchen Gebrauch würdig zeigen kann. Endlich nach jahrelang unverdient erlittenen Kränkungen wird für mich der Augenblick der Rechtfertigung kommen! Karoline, wie klopft mir das Herz vor Freude, wenn ich mir den Augenblick denke, wo ich mit all der Liebe, die ich jetzt nicht zeigen darf, vor meine Tanten treten und ihnen ſagen werde: die Erbſchaft unſers Vaters laſſe ich euch; ich will nichts, als Liebe; dieſe ſchenkt mir, und laßt mich ſtill und glücklich wieder in eurer Mitte leben! —

Seit Adolphs Ankunft weiß ich es, daß er mich liebt, und ein Glück, das ich nicht zu träumen wagte, iſt nun wirklich mein geworden. Am Grabe meines Großvaters empfing ich das

Gelübde ſeiner Liebe und er das Geſtändniß der meinigen. Ich fühlte in jener heiligen Minute, daß der Geiſt meines Verſtorbenen um uns ſchwebte, und mein Glück wäre jetzt nicht ſo vollkommen, hätte er Adolph nicht geliebt.

Ich kann dir die Seligkeit nicht malen, meine Karoline, die meine Seele durchdringt, wenn ich auf mein künftiges Leben blicke. Selbſt das Gefühl, wie vieles mir abgeht, um ganz eine Frau nach Adolphs Sinn zu ſein, ſtört mich nicht. Ich bin noch ſo jung, er wird mich bilden, bilden für ſich, bilden für die Welt; und wird er mich denn als ſein Geſchöpf, als ſein Werk, nicht noch inniger lieben, als er es ſonſt zu thun vermöchte? — Wer bedarf mehr eines Lehrers, eines Führers, eines Anhalts im Leben, als ich, die ich das Unſichere meiner Unerfahrenheit und meiner Unbehülflichkeit oft ſchon recht peinlich empfunden habe? Nun aber ſteht er mir zur Seite, mit aller Klarheit ſeines Geiſtes, allem Reichthum ſeiner Welterfahrenheit, allem Schimmer

ſeiner Talente, und meine innerliche Angſt iſt wie verſchwunden. Ich hole Athem, und begrüße das freundlich lächelnde Leben mit inniger Luſt und Liebe. Wenn meine Tanten verſöhnt ſind und mich wieder lieben, ſo weiß ich keinen Menſchen, von dem ich Herbes zu fürchten hätte, und ich habe ſie alle ſo herzlich lieb, möchte allen abgeben von meiner Liebe, von meinem Glücke! Meine Aeltern können mir nicht ernſtlich zürnen, da ja meine Geſchwiſter eben ſo gut durch meine Entſagung gewinnen, als die Kinder der Tanten! Und dann, Karoline — ach es iſt wohl Unrecht, aber es liegt für mich unausſprechliche Freude in dem Gedanken, daß Adolph mit ſeiner groſſen, uneigennützigen Seele mich noch inniger lieben, ja, daß er mich achten wird, um meiner Handlungsweiſe willen. — Wenn ich an ihn denke, ſo möchte ich nicht blos pflichtmäßig handeln: ich möchte alles Groſſe, alles Schöne üben, um meine Rechte auf ſein Herz feſter zu begründen, und durch

innern Werth zu erſetzen, was mir an Bildung für die groſse Welt fehlt.

Nimm mich auf, Karoline! drücke mich an dein Herz, erhalte mir durch deine Treue, deine Liebe den Glauben an das Gute, damit er mir nicht entſchwinde, wie ein kindiſcher Wahn! damit ich nicht an der Kälte, der Einſamkeit, die mich umgiebt, zu Eis erſtarre! Nur in meinem Schmerz iſt noch Leben; alles andre um mich, in mir, iſt todt. Ich glaubte, Gutes zu wollen, glaubte das Rechte zu üben, und dafür ſtraft mich das Schickſal, dafür ſtrafen mich die Menſchen, als habe ich ein Verbrechen begangen. Meine Tanten fühlen ſich gedemüthigt, und ach, das macht nicht liebevoll! Meine Aeltern ſchelten meine Erklärung, der Erbſchaft entſagen zu wollen, einen lächerlichen Romanenſtreich, und um mich dafür zu ſtrafen, hat mir mein Vater erklärt, daſs ich, ſtatt künftig in ſeinem Hauſe zu leben, mich ent-

ſchließen müſſe, Hofdame am —ſchen Hofe zu werden — eine Lebensweiſe, von der er weiß, wie ſie zu allen meinen Neigungen und Wünſchen, zu allem meinen Sein und Thun, den für mich allerpeinlichſten Gegenſatz bildet. Und doch, wie leicht ließe ſich das alles noch ertragen, wenn nicht Er — Er — mich tiefer verletzt hätte, als die ganze übrige Welt es zu thun vermochte. Das, das iſt der Todespfeil für mein Herz. Mit leuchtender Freude brachte er mir nach Eröffnung des Teſtaments, die Nachricht, ich ſei alleinige Erbin und alle andere mit dem Pflichttheil abgefunden. Ohne die Ahnung der entfernteſten Möglichkeit einer Mißbilligung von ſeiner Seite, ſagte ich ihm nun meinen Entſchluß, und zeigte ihm die Acte, die mich für mündig erklärte, und mir dadurch volle Freiheit gab, ihn auszuführen. Er ſtutzte, und bekämpfte das, was mir ganz einfach als recht und pflichtmäßig erſchien, erſt mit den Waffen der Bitte, der Schmeichelei, dann mit all den glänzenden Sophiſtereien der Weltklug-

heit, mit unmuthigen Erinnerungen an meine gänzliche Unkunde des Lebens. Er zerriß mein Herz: aber wie konnte ich anfachen, was ich für wahr, für gut erkannte? ich, die ich von jeher so entschieden war, nie den Augenblick der Versuchung zum Augenblick der Prüfung meiner Grundsätze wählen zu wollen? — Ich konnte ihm nicht viel antworten; er verschüchterte mich, und dann griff mich auch diese Verschiedenheit unserer Denk- und Empfindungsweise zu schmerzlich an. Er verließ mich endlich, und am andern Morgen erhielt ich einen Brief von ihm, worin er mir schrieb, er müsse um so dringender und bestimmter das Opfer meines Entschlusses erbitten, da dieser nur das Werk einer Schwärmerei sei, die ich, wie schön sie mir auch jetzt erscheinen möge, doch bei reiferer Bildung selbst als unstatthaft und mit den Ansprüchen der Welt und der Lebensklugheit durchaus unverträglich erkennen würde. Meine Liebe habe ihm Rechte über mich gegeben, die er behaupten müsse und behaupten werde, zumal da seine Lage

ihm leider nicht erlaube, einem Mädchen ohne Vermögen ſeine Hand zu reichen. Er fordre daher, als einen Beweis, ich wolle ſein Glück, daß ich ihm dieſe Angelegenheit zu ordnen überlaſſe. Er hatte das in ſehr ſchöne Worte eingekleidet: aber mein Herz fühlte die Falſchheit ſeiner Worte und die Wahrheit meiner Thränen.

Ich ſuchte Troſt in der Erklärung meines Entſchluſſes an unſere Familie: aber ſtatt Heilung fand ich Gift. Vereinzelt, losgeriſſen von allen, ſtehe ich ſchwankend, bebend da, und in mir iſt auch nicht die Haltung der Zuverſicht, die Sicherheit des innern Friedens, auf die ich hoffte, und die mir bürgen würde, daß ich recht gehandelt habe. Es iſt, als ob die Wurzel meines Glaubens ausgeriſſen ſei; als habe ich bisher nur geträumt, und erwache nun in einer ganz andern Welt. All mein Denken und Empfinden iſt wirre. Ich fühle, daß ich nicht mehr bin, wie ich war, und daß mir mit der Kraft auch der Wunſch fehlt, mich ſelbſtſtändig

zu geſtalten. Dumpfheit, gedankenloſes Hinſchlendern, gefühlloſe Abſtumpfung gegen fremde Härte und fremden Unwerth erſcheinen mir allein noch wünſchenswerth. Ach, bin ich denn bis jetzt ſo ganz Kind, und nur Kind geweſen? iſt das nun wirklich erſt die wahre Welt, die ich mit dieſem furchtbar erkältenden Schauer erblicke? O Karoline, wie widrig iſt ſie, die mir bis jetzt als ein blühender Garten Gottes erſchien!

Könnte ich dich noch inniger lieben, als ich dich liebe, meine treue, edle Karoline, ſo würde dir dein Brief neue Rechte auf mein Herz gewonnen haben. Er war Balſam für alle meine Wunden und hat vollendet, was ein guter Engel in mir begonnen hatte, ehe ich ihn erhielt. O wem Gott den Troſt vergönnt, für alles Schöne und Groſſe des Menſchenherzens einen Tempel in der Bruſt eines geliebten Menſchen zu kennen, der kann ja nicht verzagen,

den können ja die Räthsel des dämmernden Erdenlebens nur betrüben, nicht entseelen! — Es war Nacht, recht finstre Nacht um mich her. Ich wagte nicht, zu Gott zu beten, weil ich fühlte, daß ich es nicht mit ganzer Seele vermochte, und das Wort allein mir viel zu unwürdig ist, um es zum Vater hinauf zu senden. Ich fühlte, daß mir die Kraft fehlte, mich, so niedergedrückt wie ich war, zu einer ruhigen, klaren Ansicht meines Schicksals zu erheben; mir graute unaussprechlich vor dem langen und schweren Kampf, der mir bevorstand: allein Gott verläßt die Seinen nicht. Jedes Leid hat seinen eigenen tröstenden Engel; und welchen schönern gibt es, als die Liebe eines edlen Menschen? Unerwartet erschien meine Tante Minna. Sie hatte endlich den lange gehegten Wunsch, ihr Vaterland wieder zu sehen, befriedigen können, und da sie ihre Marie noch nicht vergessen hatte, kam sie zuerst hieher. Und zu welcher Stunde hätte sie mir ein gesegneterer Schutzgeist werden können? O wenn wir

Men-

Menſchen doch ſolche Fügungen der Vorſehung nicht unbeachtet laſſen wollten, die ſich faſt in dem Leben jedes Einzelnen wiederholen, wo uns in der hoffnungloſen Nacht des bitterſten Leids ganz unerwartet Troſt, Hülfe, Erquickung wird, und wir es fühlen, es iſt die Vorſehung, die über uns wacht und uns beſchützt! Es giebt keinen wohlthuendern Troſt, als dieſe Zuverſicht, mit der man in den Armen des Schickſals ſo ruhig einſchlafen kann, wie ein Kind an der Mutterbruſt. Der Anblick meiner vortrefflichen Tante war für mich die Morgenröthe eines neuen Tages; und das unſchätzbare Glück, meine eigenſte Denk- und Empfindungsweiſe von ihr gebilligt zu ſehen, gab mir mit dem Selbſtgefühl des Rechts auch meinen innern Frieden zurück. Glücklich werde ich wohl nie werden: aber ich hoffe auf Ruhe, und willige Verläugnung deſſen, was mir der Unwerth eines nur allzugeliebten Mannes für immer geraubt hat. Meine Tante hat die Einwilligung meiner Aeltern erhalten, mich auf einige Zeit zu ſich zu

nehmen, und du kannſt denken, wie gern ich ſie begleite. Mir iſt, als müſſe ich, um ſie lebend, Theil an ihrem Geiſt, ihrer Denk- und Empfindungsweiſe gewinnen, und meine Freude an ihrem Daſein wird und muß das Gute in mir beleben und kräftigen.

Nach dreijähriger Abweſenheit ſehe ich jetzt mein Vaterland wieder, um den Segen meiner Aeltern zu einer Verbindung zu erhalten, von der mein Herz und meine Vernunft im reinſten Einklang hoffen, daß ſie das Glück meines Lebens begründen wird. Du weißt es, meine Karoline, wie ich St. kennen lernte, wie mir ſeine Liebe ward, und mit welcher dankbaren und beglückenden Zuverſicht ich mein Herz und mein Leben dem Manne anvertraue, den ich eben ſo innig verehre, als liebe. Mit ernſter Rührung überblicke ich aber an dieſem Scheidepunkte des Lebens die Vergangenheit, und lege mir Rechenſchaft ab, wie ihre Erfahrungen

auf mich gewirkt haben. Ich verdanke meiner edlen, meiner unſchätzbaren Tante mehr, als ich auszuſprechen vermag. Mit unendlicher Liebe und Milde wußte ſie mein wundes Herz zu ſtillen, und es von der Bitterkeit, die ſich ihm aufgedrängt hatte, zu reinigen. Ihr eignes Schickſal überzeugte mich, daß in der moraliſchen Willenskraft des Menſchen und in ſeinem kindlichen Vertrauen zu Gott die Macht liegt, auch das herbſte Erdenſchickſal nicht nur zu ertragen, ſondern zu beſiegen, und daß wir in dem, in uns unvertilgbarem Gefühl die Wahrheit unſrer Liebe, unſrer Treue, unſers Willens uns den unzerſtörbaren Keim der Zuverſicht zu dem Leben und den Menſchen zu bewahren vermögen, deren wir bedürfen, um die Erde zu lieben. Ihr tiefes, herrliches Gemüth voll Kraft und Liebe offenbarte ſich mir immer mehr, je lebendiger in mir die Sehnſucht und das Beſtreben wurden, ihr nachzueifern und mich ihrer Sorge für mich werth zu zeigen. Ihre milde Weisheit, ihre frohe Thätigkeit, ihr liebevolles

Ertragen der Menſchen, und, mehr wie alles andre, ihr religiöſer Sinn, ihr unbedingtes Vertrauen zu Gott, ihre freudige Ergebung in jede Prüfung des Lebens, wurden mir zum Vorbilde, und bald lernte ich nun mein Schickſal aus einem ganz andern Geſichtspunkt anſehen. Ich fand da Liebe, wo ich früher Zucht und Härte zu empfinden geglaubt hatte. Je bittrer die Erfahrungen ſind, die wir im Leben machen, je nothwendiger und nützlicher ſind ſie auch für unſer innres Sein; und was wäre wohl aus mir geworden, wenn die Vorſehung mich nicht vor dem Unglück der Verbindung mit einem Manne geſchützt hätte, dem meine jugendliche Unerfahrenheit, mein Mangel an Selbſtſtändigkeit, meine verworrene Anſicht des Lebens, bei ſeiner Liebenswürdigkeit und meiner Neigung für ihn, nicht blos über mein Glück, ſondern höchſt wahrſcheinlich auch über meine, auf keiner feſten Baſis ruhende Grundſätze eine nur zu gefährliche Gewalt gegeben haben würden! Was mir damals Zerrüttung meines

Lebensglücks ſchien, war nur Uebergang zur Entfaltung und Entwickelung meines Seins, und als ſolchen müſſen wir jeden Schickſalswechſel betrachten. Jeder erweckt in uns Kräfte, die ohne ihn nicht wach geworden wären, und nur aus einer ſolchen Erweckung und Uebung unſrer Kraft erblüht jene innere, geiſtige Lebensfülle, durch die der Menſch über die zufällige Geſtaltung des äußern Lebens hinaus, ein freies Weſen zu bleiben vermag, indem er durch Glaube, Vertrauen und Liebe die hohe Macht ehrt, die ſtill verborgen und doch allwaltend durch das Leben geht.

Leipzig, gedruckt bei J. G. Neubert.

Bei W. Engelmann in Leipzig iſt erſchienen:

Ehrenberg, Fr., Andachtsbuch für die Gebildeten des weiblichen Geſchlechts. 2te Auflage. 2 Thlr. 12 Gr.

Tarnow, F., Mädchenherz und Mädchenglück. Erzählungen für Gebildete. 1 Thlr. 10 Gr.

— — — Thorilde von Adlerſtein, oder Frauenherz und Frauenglück. 1 Thlr. 16 Gr.

Thiele von Thielenfeld, Alfred und Ida. Briefe über Fortdauer und Wiederſehen. 2te Auflage. 1 Thlr. 16 Gr.